

**DER
LANDSER**

Größe 2 13,- Markant. (Sonderausg. 1997) 1,60 DM
Schwarz 27 13,- (Sonderausg. 1997) 1,60 DM

1,60 DM

Erlebnisberichte zur
Geschichte des
Zweiten Weltkrieges

1082

W. SANDNER

Kampf um die Krim

1943/44. — Abwehrschlacht der 17. deutschen Armee. — Das verzweifelte
Ringieren um die Halbinsel im Schwarzen Meer



Scan & Korrektur - Keulebernd

Ritterkreuzträger der Luftwaffe



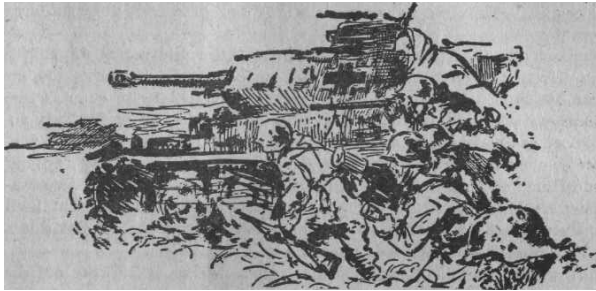
Herbert Bachnick

B. wurde am 9.2.1920 in Mannheim geboren, kam zur Luftwaffe und wurde als Jagdflieger ausgebildet. Seine erste Fronteinheit war im Dezember 1942 die 9. Staffel des Jagdgeschwaders (JG) 52 an der Ostfront. Nach 79 Luftsiegen wurde ihm als Leutnant am 27.7.1944 das Ritterkreuz verliehen. Seinen letzten Erfolg als Jäger erzielte er am 7.8.1944. An diesem Tag flog er im Verband der III. Gruppe des JG 52 einen Angriff gegen viermotorige amerikanische Bomber, wobei er seinen 80. Gegner abschießen konnte. Treffer in seiner Maschine zwangen ihn anschließend zu einer Notlandung. Dabei versagte vermutlich die Steuerung. Bei Birkental in der Nähe von Myslowitz in Oberschlesien zerschellte das Flugzeug dann an einem Bahndamm, wobei Bachnick nach 373 Feindflügen (davon 79 im Osten) den Tod fand.

(Quellennachweis: »Die Ritterkreuzträger der Luftwaffe – Jagdflieger«, Dieter Hoffmann-Verlag, Mainz.)

Kampf um die Krim

1943/44. – Das erbitterte Ringen auf der Halbinsel im Schwarzen Meer



Ende Oktober 1943 war für die Soldaten der 17. deutschen Armee auf der Halbinsel Krim schon manches bedeutungslos geworden, was sich Jahre zuvor noch auf diesem Schlachtfeld im Schwarzen Meer ereignet hatte: so z.B. die Eroberung dieses schon von vielen Kriegen heimgesuchten Landes, der Fall von Sewastopol; der stärksten Seefestung der Welt, und vieles andere dazu. Für sie ging es in jenen Tagen um das blanke Überleben, denn die Absicht des Gegners, die gesamte Armee durch Abschnürung zu vernichten, war so klar wie die nähere Zukunft ungewiß und düster. Nach der Katastrophe von Stalingrad Anfang 1943 und dem Rückzug aus dem Kaukasus war Hitlers strategisches Traumbild von einer Gewinnung der Ölquellen am Kaspischen Meer in ein Nichts zerronnen. Truppen der Roten Armee stießen bereits gegen den Dnjepr vor, und überall begannen die Dämme der Fronten zu zerbröckeln. Von den verzweifelten Bemühungen der deutschen Verbände auf der Krim, nicht das gleiche Schicksal zu erleiden wie die 6. Armee an der Wolga, handelt der vorliegende dokumentarische Erlebnisbericht von W. Sandner.

Die Redaktion

Der historische Hintergrund

Anfang September 1943 hatte die 17. Armee im Zuge der großen deutschen Absetzbewegungen auch das asiatische Festland verlassen, den Kuban-Brückenkopf geräumt und war ohne größere Verluste auf die Krim übergesetzt, »Krimhild-Bewegung« hieß diese glänzend durchgeführte Operation.

Nun saß die 17. Armee auf der Halbinsel Krim und mußte die Hälfte ihrer Divisionen an die bedrängte 6. deutsche Armee abgeben, die im Raum Melitopol und Kiew in einer verhängnisvollen Krise stand. Diese Maßnahme war und ist heute noch sehr umstritten. Es stellte sich die Frage, ob es überhaupt sinnvoll sei, die Krim zu halten und zu verteidigen. Wäre es nicht vernünftiger gewesen, die ganze 17. Armee auf das Festland zurückzunehmen, um damit den Südflügel der Heeresgruppe Süd zu stabilisieren? Militärpolitische Gründe, die im nachfolgenden Bericht noch eingehend erwähnt werden, gaben den Ausschlag für Hitlers Entschluß, die 17. Armee auf der Insel zu belassen.

Auf sowjetischer Seite ergab sich aus dem deutschen Rückzug auf die Krim eine besondere Lage, denn das Hauptquartier mußte nun entscheiden, ob es seine bisherige Vorwärts- und Befreiungsstrategie fortsetzen sollte, denn nun galt es zuerst, die 17. Armee der Deutschen auf der Krim zu vernichten.

Im Spätherbst 1943 gab es im sowjetischen Generalstab hinsichtlich der Krim zwei Richtungen. Die eine, vertreten durch die sogenannten »Isolationisten«, vertrat die Meinung, es wäre am vernünftigsten, vorläufig die Krim zu blockieren, die 17. deutsche Armee zu isolieren, um gleichzeitig einen großen Teil der eigenen Truppen für wichtigere Fronteinrichtungen freizubekommen.

Die andere Richtung – ihr gehörte die Mehrzahl der sowjetischen Generalität an – bestand darauf, die 17. deutsche

Armee auf der Krim zu zerschlagen, weil diese durch ihr Vorhandensein auf der Halbinsel den rückwärtigen Raum der über den Dnjepr angreifenden sowjetischen Verbände latent bedrohte. Die letztere Richtung setzte sich schließlich nach hitzigen Diskussionen durch, das Hauptquartier in Moskau entschloß sich, grünes Licht für die Operationsvorbereitungen »Krim« zu geben.

Auf sowjetischer Seite waren damit die Weichen gestellt. Das Schicksal der 17. deutschen Armee war dadurch praktisch entschieden, eine neue dramatische Seite im Buch der modernen Kriegsgeschichte aufgeschlagen.

*

Ende Oktober 1943 hat die sowjetische Südfront (Tolbuchin) die starke deutsche Verteidigungslinie an der Molotschnaja überwunden, Anfang November wird die Landenge von Perekop genommen, am Südufer des Siwasch werden Brückenköpfe gebildet. Damit ist die 17. deutsche Armee des Generalobersten Erwin Jaenecke auf der Halbinsel Krim blockiert.

Etwa um dieselbe Zeit, vom 1. bis 11. November 1943, führt die sowjetische Nordkaukasusfront auf Befehl des sowjetischen Hauptquartiers im Zusammenwirken mit Flottenkräften eine Landungsoperation durch und bildet nordostwärts von Kertsch einen Brückenkopf. Am 20. November wird die mittlerweile überflüssig gewordene Nordkaukasusfront aufgelöst und auf ihrer Basis die von Generaloberst Petrow befehligte Selbständige Küstenarmee geschaffen, zu der später auch die auf der Krim eingesetzte 56. Armee gehört.

Damit ist, wie man im sowjetischen Hauptquartier in Moskau sagt, »alles an seinem rechten Platz«.

Stalin, sowjetischer Generalissimus, beauftragt nun den Generalstab, einen Plan zu erarbeiten, aufgrund dessen die

Operationen für die Befreiung der Krim von der Halbinsel Kertsch aus vorangetrieben werden sollen. Dabei schwebt Stalin vor, die Einnahme der Krim durch einen gemeinsamen Schlag der Truppen Tolbuchins und Petrows unter Mitwirkung der Schwarzmeerflotte und der Asow-Flottille zu lösen.

Marschall der Sowjetunion Woroschilow (Mitglied des Stawka^{*}) soll, nach den Worten Stalins, »zu Petrow gehen und herausbringen, wie es sich am besten machen läßt«.

Dieses »Verfahren« entspricht genau Stalins Praktiken, der, wann immer es möglich war, sich von Ort und Stelle aus informieren ließ.

Mit von der Partie ist Generaloberst Schtemenko, Chef der operativen Verwaltung des sowjetischen Generalstabes. Woroschilow nimmt als Gehilfen Generalmajor Stscherbakow und Oberst Kitajew mit.

Mit Woroschilows Sonderwagen wird die Bahnreise von Moskau aus angetreten. Nach 24 Stunden Fahrt erreicht der Sonderzug des sowjetischen Marschalls die zerstörte und niedergebrannte Station Warenikowskaja. Hier endet die Bahnlinie.

Auf dem zugigen, von Schnee- und Windböen umtosten Bahnsteig wartet bereits Generaloberst Petrow, der sich in Begleitung des Mitglieds des Kriegsrates, Bajukow, befindet.

Die Begrüßung verläuft ziemlich kurz. Woroschilow ist kein Mann vielen Redens. Ziemlich barsch befiehlt er Petrow: »Fahren Sie uns bitte gleich auf den Brückenkopf.«

Die Generale nehmen in zwei Geländewagen Platz. In rascher Fahrt flitzen die Wagen durch das kleine Städtchen Temrjuk, dann wird Taman passiert. Und nach dreistündiger Fahrt, die ohne Zwischenfälle verläuft, erreicht der Generalskonvoi die Landzunge von Tschuschka. Man ist am Ziel. Vorerst jedenfalls. Woroschilow will die hier stationierten Einheiten besichtigen, aber Petrow warnt: »Die Landzunge

^{*} Sowjetisches Hauptquartier

liegt unter Beschuß, Genosse Marschall.« Da verzichtet Woroschilow auf die Besichtigung, da die Fahrt über die Straße von Kertsch ebenfalls nicht gefahrlos ist.

Die Generale und der Marschall besteigen ein Panzerboot, das sie in den Brückenkopf bringen soll.

Merezkow, dem die Gegend nicht unbekannt ist, erinnert sich, daß er im Frieden oftmals den Kolchosbauern aus dem Kubangebiet zugesehen hatte, wie diese riesengroße Wassermelonen über die Straße von Kertsch mit ihren Booten transportierten.

Heute ist das Bild keineswegs friedlich. Mit hoher Bugwelle und höchster Geschwindigkeit durchpflügt das Panzerboot die kalte, unwirtliche Meerenge.

Auf halbem Wege überfliegt eine Po-2-Maschine (Doppeldecker) das Boot.

»Das ist Werschinin«, sagt Generalmajor Stscherbakow, sich an Marschall Woroschilow wendend. »Er besteigt nie ein Boot, immer nimmt er die Po 2.

Werschinin ist der Oberbefehlshaber der 4. Luftarmee, der sich ebenfalls in den Brückenkopf begibt.

Woroschilow hält nicht viel von solchen Flügen, die wegen der deutschen Jäger auf der Krim grundsätzlich nur im Tiefstflug absolviert werden, also dicht über dem Meeresspiegel.

Je mehr sich das Boot dem Ende der Straße von Kertsch nähert, desto nervöser wird Generaloberst Petrow. Dicht neben Woroschilow sitzend, erklärt er diesem: »Die undeutliche Silhouette im Westen, das ist der Mitridat-Berg. Dort befinden sich die Beobachtungsstellen der deutschen Artillerie. Sie können mühelos die ganze Straße von Kertsch einsehen. Ich wundere mich, daß sie uns noch nicht entdeckt haben.«

Nun, die Sicht ist zu schlecht. Fortwährend peitscht der Wind Graupelschauer über die Meerenge, so daß oftmals die Sicht keine hundert Meter beträgt. Das ist wohl der Grund,

warum das Panzerboot nicht beschossen wird.

Der erste Eindruck, den der Marschall und seine Begleiter vom »Brückenkopf« erhalten, ist denkbar deprimierend. Duster ragt das Steilufer in den grauen Winterhimmel. Kein Baum und kein Strauch ringsum. Dafür sind die Spuren der letzten Kämpfe deutlich zu sehen: Bomben- und Granattrichter, wohin das Auge blickt.

Das also ist die Krim, denkt Generaloberst Schtemenko. Er kennt sie kaum anders. In seiner fünfjährigen Militärzeit in Sewastopol hat er weniger die »duftenden Gärten« und den »goldenen Strand« kennengelernt, als vielmehr die sonnendurchglühte Steppe und das rauhe Gebirge, in dem er so manche Feldbluse durchgeschwitzt hatte.

Der »Brückenkopf« der Selbständigen Küstenarmee ist klein, sehr klein. Knapp zehn bis zwölf Kilometer tief. Der rechte Frontflügel stützt sich auf das Asowsche Meer, während der linke bis an den nordostwärtigen Stadtrand von Kertsch heranreicht. Das Gelände ist stark zerklüftet. Geschlossene Hügelketten fallen steil zum Meer ab. Auf den beherrschenden Höhen aber sitzen die Deutschen, die die vorderste sowjetische Linie mühelos einsehen können.

Dieses trostlos anmutende Gelände ist ein wahrer Irrgarten von Bunkern, Schützengräben, Verbindungsgräben, unterirdischen Stollen, Befehlsständen. Und was kaum zu glauben ist: In diesem zehn bis zwölf Kilometer tiefen Raum liegen die Hauptkräfte der Selbständigen Küstenarmee: das 11. und 16. Schützenkorps sowie die Reserven; insgesamt sind es 9 Divisionen und 2 Schützenbrigaden. Auch einen Teil der Panzer, der Artillerie und sogar Fliegerkräfte hat Generaloberst Petrow hierher verlegt. Der einzige und sehr kleine Flugplatz liegt unmittelbar am Meer im Raum Opasnaja,

Im Brückenkopf gibt es keinerlei Luxus. Woroschilow und alle anderen, die mit ihm gekommen sind, beziehen drei Erdbunker in einem der Straße von Kertsch zugekehrten Hang.

Ungefähr 600 Meter von diesen Bunkern entfernt liegt Petrows Blockhütte, daneben ein kleiner, nicht sehr sicherer Unterstand. Drum herum verteilt die Bunker des Stabes der Küstenarmee.

Noch am selben Tag nimmt Woroschilow seine Arbeit auf. Er hört sich die Lagemeldungen Petrows und des Oberbefehlshabers der Schwarzmeerflotte, Wladimirski, an.

Bereits am nächsten Tag geht es zu den Schützenkorps.

Generalmajor Arschinzew und Generalmajor Prowalow (11. und 16. Korps,) versuchen, den Marschall bei den Stäben zu halten, aber Woroschilow zieht es in die vordersten Gräben, obwohl es dort, nach Schtemenkos Ansicht, nichts zu tun gibt. Man warnt, beschwört, das sei zu gefährlich. Woroschilow winkt nur ärgerlich ab und erklärt leichthin: »Ich habe in meinem ganzen Leben weder den Gegner noch eine Kugel gefürchtet... Wer aber glaubt, er werde vorn nicht gebraucht, kann ja hierbleiben.« Daraufhin wagt natürlich niemand in der B-Stelle oder beim Stab zu bleiben. Niemand will sich der Feigheit bezichtigen lassen.

An der Schwarzmeerküste ist der Winter hart. Trotz der südlichen Lage fällt das Thermometer nicht selten bis unter 15 Grad minus. Ein eisiger Wind herrscht, treibt alles in die Unterstände. Er kommt einmal von Norden, bald wieder von Osten. Eine ungemütliche Ecke, noch dazu meist von See her tiefhängende Wolken herangetrieben werden, die die Erde mit feinem Sprühregen oder Graupeln überschütten. Nachts steht über der Meerenge eine dunkle Nebelwand, die erst in den Morgenstunden allmählich weicht.

Tag um Tag kriecht der sowjetische Marschall mit seinem Gefolge durch die Gräben der vordersten HKL (Hauptkampflinie). Er kennt bald jede Ecke im Brückenkopf. Die Stabsoffiziere fluchen. Die russischen Soldaten dagegen sehen die Anwesenheit des schon damals legendären Woroschilow als Auszeichnung an.

Der wahre Grund, warum Woroschilow sich diesen gewiß

strapaziösen und gefährlichen Exkursionen unterzieht, ist der: Er will die Moral der Truppe testen. Stalin persönlich legt größten Wert darauf, zu erfahren, wie es um die Stimmung der »Brückenkopfsoldaten« bestellt ist.

Die Moral ist ausnahmslos, trotz der äußeren widrigen Umstände, gut. Zwei Episoden lassen erkennen, daß das Brückenkopfleben die Rotarmisten noch nicht entnervt hat.

Als Woroschilow an einem regennassen und kalten Tag in eine Mannschaftsunterkunft kommt, schlägt ihm dort eine Hitze entgegen, als befände er sich in einer Sauna. Kopfschüttelndes Erstaunen beim Marschall und seinem Gefolge. Woher kommt diese Wärme? Im Brückenkopf gibt es kein Holz, nicht mal einen mickrigen Span. Das Holz für die Feldküchen muß extra mit einem Kutter nachts über die Straße von Kertsch herangebracht werden. Und hier ein Kanonenofen, der vor Hitze glüht!

Das Rätsel ist bald gelöst. Ganz in der Nähe gibt es eine stillgelegte Ziegelei. Von dort hatte man Ziegel geholt. »Brennen Ziegel überhaupt?« will Woroschilow wissen. »Ja, sie brennen«, erklärt ein Sergeant, »man muß sie nur zuvor in Petroleum legen.« Er beweist es, öffnet die Ofentür. Die in Petroleum gelegten Ziegel brennen tatsächlich.

In einem benachbarten Bunker haben die Rotarmisten eine andere Brennmethode erfunden. Es sind Pioniere. Sie brennen, technisch versiert, wie sie sind, mit – Sprengstoff aus erbeuteten deutschen Panzerminen. Sie schmelzen zuerst den Sprengstoff und benutzen ihn dann zum Heizen. Eine absolut rauch- und geruchlose Sache. Die Nachbarn, neidisch auf die Wärme in den Bunkern, versuchten vergeblich, hinter das Geheimnis zu kommen. Die Pioniere verrieten es nicht.

Woroschilow, verblüfft aber auch angetan von dem Erfindungsreichtum der Soldaten, fragt sodann: »Aber was tut ihr, wenn der Vorrat an Panzerminen zu Ende ist?«

»Dann holen wir uns nachts neue Minen aus der deutschen

HKL«, ist die Antwort.

Der Bataillonskommandeur bestätigt das. Dreimal bereits war ein Stoßtrupp von Freiwilligen nachts in die deutsche HKL eingebrochen, um Panzerminen zu besorgen. Nicht einmal hatte es Verwundete oder gar Tote gegeben. Dieses Verfahren bringt Woroschilow auf eine Idee ...

Nach dreiwöchiger Vorbereitungsarbeit gewinnt der Plan für die Krim-Offensive langsam Gestalt. Zwischen Woroschilow und den Frontoberbefehlshabern herrscht völlige Einstimmigkeit darüber, daß der Durchbruch der deutschen Verteidigungslinie auf der Halbinsel Kertsch in Richtung Wladislawowka zu geschehen habe, unter Beteiligung aller Waffenzweige, also Heer, Marine und Luftwaffe. Ferner, daß der Stoß in die Tiefe der deutschen Verteidigung in Richtung Perekop zu führen sei, um sich mit den Kräften der Südfront zu treffen. Gleichzeitig sollen Teilkkräfte entlang der Südküste vorgehen.

Soweit, so gut. Nur hat die ganze Sache einen Haken. Die vorderste HKL des Brückenkopfes eignet sich weder als Ausgangsstellung für einen Angriff noch zum Halten der Stellungen, falls die deutsche Seite, und damit muß gerechnet werden, einen sofortigen Gegenstoß unternimmt. Hinzu kommt, daß die sowjetischen Stellungen von den Deutschen eingesehen werden und vermutlich artilleristisch längst vermessen sind.

»Der ganze Brückenkopf kann notfalls von den Deutschen unter massiertes Artilleriefeuer genommen werden«, erklärt Generaloberst Petrow dem Marschall.

»Was können wir also machen?« fragt Woroschilow stirnrunzelnd.

»Wir müssen zuerst eine Teiloperation durchführen«, antwortet Petrow.

Woroschilow kapiert sofort. »Stellen Sie zusammen mit Schtemenko einen Plan auf«, befiehlt er.

Am 22. Dezember ist dieser Plan fertig. Er sieht vor, an der

Küste des Asowschen Meeres, 4 bis 5 Kilometer hinter der vordersten Linie, aber unmittelbar im Rücken der deutschen Kertschfront, eine taktische Seelandung durchzuführen.

»Damit ist gewährleistet, daß der Erfolg unseres Durchbruchs in der Hauptstoßrichtung gesichert ist, die beherrschenden Höhen der Deutschen genommen werden können und diese von unserem wirklichen Vorhaben abgelenkt werden«, referiert Generaloberst Petrow in einer Stabsbesprechung.

Zunächst sind alle Frontkommandeure einverstanden. Doch bald gibt es Streit. Es geht um die Sicherstellung der Operation. Petrow besteht darauf, daß die Flotte voll eingesetzt wird, d. h. sowohl den Transport der Landungskräfte als auch die waffenmäßige Abschirmung übernimmt.

Damit ist Vizeadmiral Wladimirski nicht einverstanden. Er weigert sich, den notwendigen Schiffsraum zur Verfügung zu stellen und versucht, das Übersetzen der Truppen und Waffen der Selbständigen Küstenarmee allein dem Flottenstützpunkt Kertsch zu überlassen.

Darauf reagiert nun wiederum Petrow sauer. Er macht aus seiner Unzufriedenheit keinen Hehl und besteht darauf, daß die Fragen des Zusammenwirkens mit der Flotte nach der für die Streitkräfte gültigen Ordnung zu lösen seien.

Woroschilow beraumt daher für den 25. Dezember eine Besprechung an, in der alle strittigen Probleme aus der Welt geschafft werden.

Der Operationsplan wird noch am selben Tag per Fernschreiber ins Hauptquartier geschickt. Moskau bestätigt wenige Stunden später. Der Plan ist somit genehmigt. Das Hauptquartier besteht aber darauf, daß das Unternehmen von einer Sondereinheit durchgeführt werde. Aus seiner Reserve teilt es Generaloberst Petrow die aus Kuban- und Terekkosaken aufgestellte 9. Rotbanner-Plastun-Division zu.

Diese Elite-Einheit, die das besondere Wohlwollen Stalins

genießt und diesem persönlich untersteht, ist eine Art russischer Waffen-SS. Ein Freiwilligenverband, glänzend ausgerüstet und von unvorstellbarem Einsatzwillen beseelt.

Generaloberst Schtemenko und Woroschilow sind jedoch über die Plastun-Division keineswegs entzückt. Beide fürchten große Schwierigkeiten, falls die Division, Stalins Lieblingskind, bei der Operation hohe Verluste erleiden sollte. Doch Befehl ist Befehl.

In den kommenden Tagen werden Pläne gewälzt, auf welche Art der Einsatz der Divisionen durchzuführen sei.

Der Operationsstab kommt überein, daß in gewohnter Weise angegriffen wird. Die Seelandetruppen werden aufgestellt. Sie rekrutieren sich in ihrem Kern aus dem 166. Gardeschützenregiment unter ihrem Regimentskommandeur, Gardeoberstleutnant Glawazki. Dieser Kommandeur ist ein erfahrener, unerschrockener Offizier, Träger des »Goldenen Sterns« des »Helden der Sowjetunion«. Außer dem 166. Regiment wird ihm noch das 143. Selbständige Marineinfanteriebataillon unterstellt, das von einem nicht weniger kühnen Mann befehligt wird, Hauptmann Lewtschenko. Alles in allem ist die Landungsgruppe 2.000 Mann stark.

Die Verantwortung für die Ausbildung der Landungstruppen, ihre Einschiffung und die Sicherung der Überfahrt wird Konteradmiral Cholostjakow übertragen.

Jetzt, wo die Realität zutage tritt; wird ersichtlich, wie groß die Schwierigkeiten sind. Wie sich herausstellt, hat die Flotte viel zuwenig Landeschiffe. Es muß auf Fischkutter zurückgegriffen werden. Die meisten von ihnen sind, weil kaum benutzt, reparaturbedürftig. Auch die Schiffsbesatzungen müssen aufgefüllt werden und das Fahren im Verband lernen. Erhebliche Schwierigkeiten gibt es auch bei den Korps. Sie müssen erst auf die volle Kampfstärke gebracht werden. Das wiederum bedeutet, daß der Nachersatz mühevoll für den

Kampfauftrag geschult werden muß.

Nach etwa fünf Tagen rastloser Arbeit vertraut Generaloberst Petrow Schtemenko an, er sei zwar nach wie vor zuversichtlich, schließe aber nicht aus, daß das Unternehmen einige Risiken in sich berge. Petrow fürchtet vor allem die sehr starke deutsche Artillerie auf der Kertsch und – die deutschen Jagd- und Kampffliegerverbände auf der Halbinsel. Er weiß längst, daß auf der Krim das 1. Fliegerkorps General Deichmanns stationiert ist, das über 120 bis 160 Stukas, Schlachtfieger und Jäger verfügt. Die auf der Krim überaus eifrigen Partisanen haben ihm ferner gemeldet, daß die 17. deutsche Armee zusätzlich durch zwei Sturmgeschützbrigaden verstärkt wurde, die jederzeit in Brückenkopfkämpfe eingreifen könnten. Am 5. Januar 1944 befiehlt Petrow noch einmal verstärkte Aufklärungstätigkeit vor der Brückenkopffront. Es sollen nicht nur Gefangene eingebracht, sondern auch Feuerkraft und Feuerdichte der deutschen Verteidigungsstellungen erkundet werden.

*

Der Stützpunkt »Adlernest« ist ein Prunkstück in der Verteidigungsstellung der 73. Infanteriedivision. Er bildet den rechten Eckpfeiler im Abschnitt des III. Bataillons und hat im Laufe von anderthalb Monaten eine Wandlung durchgemacht, die ihm und seiner Besatzung zur Ehre gereicht. Dem ganzen Regiment dient er als Vorbild und ist das Paradestück für höhere Besucher. Einmal erwies ihm sogar der »Kommandierende« des V. Korps die Ehre.

General Almendinger kam an einem windigen Dezembervormittag durch den langen Stichgraben nach vorn, mit einer goldpaspelierten Feldmütze auf dem Kopf und einem voluminösen Fernglas auf der Brust. Er sah sich alles an, lobte und tadelte dies und jenes, und die Landser waren so aufgeregt,

daß sie ständig falsche Antworten gaben.

Ziemlich schlecht gelaunt stiefelte der »Kommandierende« durch den Stichgraben wieder nach hinten, während die Offiziere die Hände rangen.

Im übrigen erfolgte der Besuch des Generals erst dann, als der Stützpunkt »Adlernest« zu einer kleinen Festung geworden war, bestückt mit drei MG 42, zwei schweren Granatwerfern und einer erbeuteten Russen-Pak (Panzerabwehrkanone).

Anfangs, als der junge Feldwebel Zauner^{*} daranging, das erste MG kunstgerecht in die Felsenküste einzubauen, brauchte sich niemand vor einem General fürchten, denn es gab noch keine Stichgräben.

Jetzt ist das anders. Stützpunkt »Adlernest« wurde verdrahtet und vermint. Kriechgräben fressen sich zu den MG-Stellungen nach vorn und nach rechts und links. Der erfindungsreiche Feldwebel Zauner hatte sogar eine raffinierte Alarmanlage gebastelt, geschickt verlegte feine Stolperdrähte, die an Zugdrähte gekoppelt sind und die wiederum bei stärkerer Bewegung mit Steinen gefüllte Blechbüchsen zum Scheppern bringen.

Jeder der fünfunddreißig Grenadiere im Stützpunkt ist überzeugt davon, daß »W 6«, wie »Adlernest« im taktischen Sprachgebrauch heißt, uneinnehmbar ist. Solange jedenfalls, als man nicht von hinten angegriffen wird. Aber wie sollte der Russe in den Rücken der Division kommen? Das ist unmöglich.

Nur ein einziges Mal haben die Russen bisher den Stützpunkt »W 6« belästigt. Sie holten sich bei einem Stoßtruppunternehmen eine Abfuhr. Zehn Gefallene liegen jetzt noch im und vor dem Minenfeld.

An »W 6« trauen sich die Sowjets wohl nicht mehr heran. Es ist schon ein verdammt gutes Gefühl, in einem so phantastisch

^{*} Alle Namen, außer solchen von Persönlichkeiten der Zeitgeschichte, sind verändert oder frei gestaltet.

ausgebauten Stützpunkt zu Sitzen, mitten in dieser trostlosen, öden Kertsch-Landschaft, dem »Arsch der Welt«, wie die Landser zu sagen pflegen.

1,3 km weiter südöstlich von »W 6« gibt es weitere Soldaten, die diese Gegend zum Teufel wünschen. Aber es sind keine deutschen sondern rumänische. Auch sie liegen in Stützpunkten, dicht an der Felsküste, und weit weniger komfortabel als die deutschen Verteidiger.

Der Soldat heißt Baltatescu*, MG-Schütze in der 2. Kompanie, I. Bataillon Infanterieregiment 105 der 10. rumänischen Division. Der Soldat Baltatescu schlägt die Hände vor den Leib. Er friert. Nun, der Seewind ist kalt, der Mantel dünn, und die Angst vor den Russen groß. Vor allem nachts.

Angst hat er deshalb, weil seit zwei Tagen ausgerechnet im Abschnitt der Rumänen nachts russische Stoßtrupps auftauchen. Der Teufel mochte wissen, warum ausgerechnet hier in dieser lausigen Ecke. Sollen sie doch zu den Deutschen gehen, aber da trauen sie sich wohl nicht hin. Hier dagegen – großer Gott! Ein paar Gräben, aus dem Fels herausgesprengt, zwei mickrige Bunker aus Blech. Das ist die ganze Stellung der 2. Kompanie. Die deutsche ist dagegen die reinste Festungslinie.

Baltatescus Zähne schlagen aufeinander. Verfluchter Krieg! Verfluchte Postensteherei! Als sie vor einem Monat diese Stellung auf der östlichen Seite der Kertsch bezogen, waren sie guten Mutes und sagten: »Gut, gut. Hier an der Küste läßt sich der Krieg aushalten. Hierher kommt kein Rotarmist. Denn die Straße von Kertsch ist schmal, der russische Brückenkopf klein und die deutsche Artillerie stark. Es war ja auch lange Zeit Ruhe in diesem Abschnitt. Jetzt aber scheint irgend etwas in der Luft zu liegen, man weiß nur nicht, was.

Baltatescu ist nicht der einzige, der trübe Gedanken wälzt,

* Rekonstruktion eines Geschehnisablaufes, wie er sich in Wirklichkeit abgespielt haben mag.

den Krieg zum Teufel wünscht und sich nach der Heimat sehnt.

Die rumänischen Soldaten sind kriegsmüde. Sie sehen keinen Sinn mehr in diesem Kampf. Aufhören wollen sie, den Soldatenrock mit den Zivilkleidern vertauschen.

Baltatescu seufzt. Was gelten schon die Wünsche eines einfachen Soldaten? Die großen Herren wollen den Krieg.

Die Blechbüchsen im Stacheldraht scheppern. Der Seewind fängt sich in den Drähten.

Der Soldat Baltatescu schiebt eine Handvoll Maiskörner in den Mund, kaut unlustig. Als die Körner in seinem Mund zu Brei geworden sind, spuckt er diesen aus.

Durch die Schießscharten seines MG-Standes kann Baltatescu das felsige Gelände des Gefechtsvorfeldes sehen und, wenn es klar ist, auch die russischen Stellungen. MG-Stand mit überhöhtem Schußfeld nennen die Offiziere es. Baltatescu ist es egal, wie man seine MG-Stellung nennt. Er weiß nur eines: daß er auf die Russen schießen muß, wenn sie kommen.

Kurz vor Mitternacht taucht der Zugführer im MG-Stand auf.

»Wie geht es dir, Baltatescu?« erkundigt sich der Feldwebel.
»Ist dein Maschinengewehr in Ordnung?«

»Jawohl, es ist in Ordnung«, sagt Baltatescu. »Weiß man schon, ob die Russen kommen werden. Ich meine ... ich habe gehört, sie wollen den Kertsch-Brückenkopf eindrücken und auf die Krim.«

Der Feldwebel lächelt. »Das sind Gerüchte, Baltatescu. Niemand weiß etwas Genaueres. Man vermutet es nur. Aber hier – hier kann dir nichts passieren. Halt trotzdem die Augen offen! Du bist ein Maschinengewehrscütze. Und ein guter noch dazu. Das ist ein sehr wichtiger Posten. Denk daran! Jeder Russe, den du triffst, kommt nicht in die Stellung deiner Kameraden.«

Baltatescu fährt sich verlegen mit der Zunge über die

Lippen, nickt.

Der Feldwebel ist zufrieden und geht zum anderen MG-Stand. Dort sagt er wahrscheinlich das gleiche.

Baltatescu fällt wieder in sein stumpfes Dahindösen zurück. Er hat gar keinen Grund, besonders wachsam zu sein. Was kann ihm eigentlich schon viel passieren? Rechts ist die Steilküste. Unbezwingbar für jeden Feind. Und links das gut überschaubare Gefechtsvorfeld. Selbst wenn die Sicht, wie diese Nacht, nicht gut ist, ungesehen kann der Feind sich nicht der rumänischen Stellung nähern.

Fünf Minuten später. Baltatescus Ablösung kommt in den MG-Stand. MG-Übergabe. Die beiden Soldaten reden noch ein paar Worte miteinander. Plötzlich stutzt Baltatescu. Er hatte draußen im Vorfeld Schritte gehört.

»Da ist jemand draußen«, flüstert Baltatescu dem Kameraden zu. Beide lauschen angespannt.

Da! Wieder das Geräusch tapsender Schritte.

»Hörst du es«, sagt Baltatescus Ablösung mürrisch, »da kommt jemand auf unsere Stellung zu.«

Baltatescu, eingedenk der Warnung des Feldwebels, keinen Russen in die MG-Stellung hereinzulassen, klemmt sich entschlossen hinter die Waffe. Aber der andere schüttelt den Kopf. »Nicht schießen, Baltatescu! Nur wenn wir ganz sicher sind, daß Russen draußen sind. Es könnten auch Deutsche sein, verstehst du? Ein Spähtrupp, der sich verlaufen hat. So was kommt vor.«

Die Sicht ist ziemlich schlecht, sie beträgt nicht mehr als vielleicht sechzig Meter. Was dahinterliegt, ist eine diesige Wand, angereichert durch Schneestaub, den der Wind vor sich hertreibt. Es geht immer Wind an dieser verfluchten Küste.

Bange Sekunden verstreichen, dann taucht plötzlich aus der Dunkelheit die Gestalt eines Mannes auf. Er scheint völlig erschöpft zu sein, denn er torkelt mehr, als er geht. Bei jedem dritten oder vierten Schritt hält er inne, schöpft Atem und stapft

mühsam weiter.

Die Entfernung hat sich inzwischen so verringert, daß an dem Mann im Vorfeld Einzelheiten zu erkennen sind.

»Was habe ich dir nicht gesagt«, raunt Baltatescu Kamerad diesem zu, »man kann nicht vorsichtig genug sein. Ein Deutscher, Baltatescu. Es ist ein Deutscher.«

Der Mann verschwindet in einer Wolke aus Schneestaub, dann kommt er wieder zum Vorschein. Die beiden rumänischen Soldaten hören, wie der Unbekannte nach Atem ringt.

Und was das merkwürdigste ist: Der Mann geht schnurstraks auf die rumänische MG-Stellung zu, als wüßte er ganz genau, daß an dieser Stelle ein MG-Posten steht.

Noch zehn Schritte, dann stoppt ihn der Soldat Baltatescu: »Halt! Stehenbleiben!«

Der Anruf ist gegen die Vorschrift. Baltatescu hätte die Parole verlangen müssen, aber dazu ist er viel zu aufgeregt.

Der Mann draußen in der deutschen Uniform bleibt auch sofort stehen und hebt die Arme über den Kopf, rührt sich nicht von der Stelle. Dann – Sekunden später – sagt er leise: »Nicht schießen! Ich bin ein Deutscher!«

Die beiden Rumänen wechseln einen Blick. Dann sagt Baltatescu: »Gut. Komm näher, Kamerad!«

Im selben Augenblick, als die Aufmerksamkeit der beiden Rumänen ganz auf den Deutschen im Vorfeld gerichtet ist, passiert das Unfaßbare.

Hinterm Klippenrand an der Steilküste wird es lebendig. Mit katzenhafter Geschmeidigkeit huschen zwanzig, dreißig, vierzig Gestalten heran, Männer in seltsamen Uniformen, die nur mit Maschinenpistolen bewaffnet sind ...

Baltatescu und sein Kamerad, die noch immer mit dem Deutschen im Vorfeld beschäftigt sind, merken die Gefahr viel zu spät. Als sie knirschende Schritte hinter sich hören und sich umdrehen, ereilt sie schon der Tod. Messer blitzen auf.

Es sind Angehörige der Plastun-Division, Kosaken, die den rumänischen MG-Stand überfallen haben. Ein Landungsboot hatte die vierzig Mann an die Steilküste herangefahren. In halsbrecherischer Manier waren sie fünfzehn Meter die Klippen hochgeklettert und hatten sich auf die Lauer gelegt, bis der Trick mit dem »Deutschen« klappte.

Die Männer mit dem »Georgskreuz« auf der Brust, eigentlich Veteranen des Krieges, hatten bewiesen, daß sie noch keineswegs zum alten Eisen zählen.

Dieses blutige, lautlose Gemetzel sollte in die von Generaloberst Schtemenko in seinen Erinnerungen angeführten »glänzenden Waffentaten« eingehen.

Der Überfall auf den rumänischen MG-Posten war erst der Anfang der sowjetischen »Aufklärungsoperation«.

Die rumänischen Stellungen im deutschen Kertsch-Brückenkopf interessieren den russischen Stoßtrupp nicht. Das sind nur Teilverbände, die ohnehin schon stark demoralisiert sind. Auch der Stellungsverlauf ist kein Risiko wert. Das wissen und kennen die Russen längst. Was den Kosakenstoßtrupp wirklich interessiert, ist eines der starken deutschen Widerstandsnester. Hier lohnt es sich, Gefangene zu machen.

Nachdem der Stoßtrupp noch zwei rumänische Bunkerbesatzungen lautlos außer Gefecht gesetzt hat, ist der Weg frei in den Rücken von – »W 6«.

Es ist 1.48 Uhr, als in »W 6« die Blechbüchsen an den Stolper- und Signaldrähten zu scheppern beginnen, einige S-Minen detonieren.

Alarm! Alarm!

Es dauert nur zwei bis drei Minuten, bis die Stützpunktbesatzung auf den Beinen ist, die Gefechtsstände der Rundumverteidigung besetzt sind. Leuchtkugeln erhellen das Gelände. Kommandos ertönen. Dann die ersten Mpi-Salven, Gewehr- und Pistolenschüsse, Handgranatenexplosionen.

Die Kosaken, die geglaubt hatten, mit den Deutschen ebenso leichtes Spiel zu haben wie mit den Rumänen, erleben eine böse Überraschung. In diesem deutschen Widerstandsnest steckt der Teufel! Zwar gelingt es einem sieben Mann starken Trupp der Rotbanner Plastun-Division, in den deutschen Stützpunkt einzudringen, aber dann kommt der Gegenstoß.

In blutigem Handgemenge werden die Russen wieder aus dem Stützpunkt vertrieben. Vier Tote bleiben in den Gräben zurück, weitere elf tote Kosaken im Gefechtsvorfeld.

Der Coup des sowjetischen Aufklärungskommandos endet mit einem Desaster.

Nicht viel anders ergeht es weiteren fünf russischen Stoßtrupps. Sie werden alle abgewiesen.

Als Generaloberst Petrow vom Mißerfolg der nächtlichen Aufklärungstätigkeit erfährt, wird er bleich. Zu Schtemenko sagte er mit kaum verhohlener Erregung in der Stimme: »Sagte ich es nicht: Die Deutschen im Brückenkopf sind stark und wachsam. Dabei haben wir noch nicht einmal ihre Artillerie und ihre Fliegerwaffe zu spüren bekommen.« Und auf Woroschilows Experiment mit den Terek-Kuban-Kosaken eingehend, fährt er wütend fort:

»Jetzt weißt du, was geschehen wäre, wenn wir die Kosaken ihr abenteuerliches Kriechmanöver hätten durchführen lassen. Niedergeschossen hätten sie die Deutschen wie rüdische Hunde!«

Schtemenko selbst in seinem Tagebuch: »Ein Schuß vor den Bug! Wir sind gewarnt. Ich fürchte, wir müssen viel Fortune haben, wenn unsere Operation erfolgsversprechend sein soll.«

Die anfänglich so große Angriffsbegeisterung weicht der Skepsis. Selbst Woroschilow spricht nicht mehr von einem überzeugenden Schlag gegen die deutschen Kertsch-Verbände. Er unterschlägt andererseits aber auch das mißlungene Aufklärungsabenteuer gegenüber dem sowjetischen Hauptquartier und meint: »Wozu den Generalstab beunruhigen? Wir

haben A gesagt, jetzt müssen wir auch B sagen. Würden wir jetzt alles abblasen, bekämen wir im Hauptquartier nur höhnisches Gelächter zu hören.«

Schtemenko, nüchterner denkend als der Marschall, antwortet: »Ein Aufklärungsmißerfolg ist noch lange keine verlorene Schlacht. Ganz im Gegenteil. Jetzt wissen wir wenigstens, was uns bevorsteht.«

Auf Betreiben Petrows erhält die mit 2.000 Mann vorgesehene Landungsgruppe noch eine sogenannte Hilfslandungsgruppe, die rund 600 Mann stark ist und ausnahmslos aus Marineinfanteristen der Schwarzmeerflotte besteht. Darüberhinaus werden noch mehr Versorgungsbasen unmittelbar hinter der Brückenkopffront angelegt. In diesen lagert Petrow vor allem technische Hilfsmittel und Artillerie- sowie Granatwerfermunition.

*

Die so plötzlich einsetzende Aufklärungstätigkeit der Sowjets auf der Kertsch wird von der 17. deutschen Armee, mit Sitz in Simferopol, als das gewertet, was sie auch wirklich ist: der Anfang der Krim-Offensive!

Der Eindruck, die Russen würden nun auch bald am südlichsten Flügel der Heeresgruppe Süd für klare Verhältnisse sorgen, wird noch verstärkt durch zunehmende Stoßtrupp- und Aufklärungstätigkeit an den beiden anderen Frontabschnitten, nämlich am Siwasch und am Perekop.

»Die Lage wird kritisch«, schreibt Hauptmann Hensel vom Armeestab nach Sichtung der Tagesmeldungen in sein Tagebuch. Und: »... es wird sicherlich noch ein, zwei Monate dauern, bis es auch hier auf der Halbinsel losgeht, aber die Offensive wird kommen.«

Die Lage. Wie ist sie? Besteht überhaupt Grund, die nahe Zukunft mit Sorge zu betrachten? Und wie war es vorher?

Anfang September 1943 hatte die 17. Armee im Zuge der großen deutschen Absetzbewegungen auch das asiatische Festland verlassen. Man räumte den Kuban-Brückenkopf. Eine strategische und führungstechnische Meisterleistung.

Niemand hätte es für möglich gehalten, daß es gelingen würde, eine ganze Armee ohne nennenswerte Verluste auf die Halbinsel Krim zurückzuführen.

Doch allen Unkenrufen zum Trotz gelang es, über die Straße von Kertsch in vierunddreißig Tagen 227.484 deutsche und rumänische Soldaten, 72.899 Pferde, 28.486 Hiwis* und andere Arbeitskräfte, 21.230 Kraftfahrzeuge, 27.741 bespannte Fahrzeuge und 1.815 Geschütze in Sicherheit zu bringen.

Und alles unter den wachsamen Augen der sowjetischen Schwarzmeerflotte, deren Dickschiffe in den Kaukasushäfen Batumi und Poti lagen. Warum diese nicht eingriffen und dazwischenfunkten, blieb lange Zeit ein Rätsel. Heute wissen wir es. Stalin ließ seine Schlachtschiffe, Kreuzer und Zerstörer deshalb nicht von der Kette, weil er Angst vor den deutschen Schlachtfliegern und Stukas auf der Krim hatte. Er wollte unter keinen Umständen seine großen Schiffe gefährden und behielt sich deren Einsatz persönlich vor.

Rettete die Präsenz des 1. Fliegerkorps also die 17. Armee?

Zum damaligen Zeitpunkt ganz gewiß. Allerdings muß man Stalin unterstellen, daß er schon damals genau wußte, daß das Schicksal der 17. deutschen Armee dennoch besiegelt war. Nicht umsonst sprach die ganze Welt vom »größten Kriegsgefangenenlager aller Zeiten«, dessen kuriosestes Merkmal darin bestand, daß die Deutschen sich selbst bewachten.

Im Oktober und November 1943, nach Beendigung der sogenannten »Krimhild-Bewegung« (Tarnbezeichnung für die Rückführung der 17. Armee), gab es so manche heftige Diskussion darüber, ob es klug war, die halbe 17. Armee nach

* Hilfswillige russische Zivilisten oder Gefangene, die bei Wehrmachtsverbänden Hilfsdienste leisteten.

der Räumung des Kuban-Brückenkopf es auf der Halbinsel zu belassen. Wäre es beispielsweise nicht vernünftiger gewesen, der hart bedrängten Heeresgruppe Süd diese Verbände zuzuführen? Hätte dann nicht die schwere Krise bei Meltipol und Kiew verhindert werden können?

Hitler entschied, daß nur die Hälfte der 17. Armee der hart kämpfenden 6. Armee zu Hilfe eilen sollte. Der Rest hatte auf der Krim zu verbleiben – unter dem Kommando des bewährten Oberbefehlshabers, Generaloberst Jaenecke.

Andererseits blieb Hitler im Spätherbst des Jahres 1943 gar keine andere Möglichkeit mehr, als die 17. deutsche Armee, bzw. deren Restverbände auf der Krim zu belassen. Er mußte sich politischem Druck beugen. Marschall Antonescu, der rumänische Staatsführer, ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er einer »Entblößung der östlichen Schwarzmeer-Bastionen« keinesfalls zustimmen werde. Nicht zu Unrecht erklärte er Hitler: »Falls Sie sich entschließen sollten, die Krim ganz zu räumen, werden die Sowjets die Halbinsel als Flugzeugstützpunkt ausbauen und Angriffe auf die rumänischen Erdölfelder fliegen.«

Das konnte Hitler aber auch nicht zulassen. Es hätte die vorzeitige Beendigung des Krieges bedeutet, denn Deutschland war vom rumänischen Erdöl abhängig.

Mit der gleichen Hartnäckigkeit votierte auch Bulgariens König gegen eine Preisgabe der Krim. Auch er fühlte sich unmittelbar bedroht und – würde sich gegebenenfalls genötigt fühlen, seine Streitkräfte aus dem Achsenverband abzuziehen. Und dann noch die Türkei! Sie zählte immerhin zu den wichtigsten Neutralen an der Südküste des Schwarzen Meeres. Nur solange Deutschland am Schwarzen Meer präsent war, konnten deutsche Handelsschiffe durch die Dardanellen fahren und die Türkei bei der Stange gehalten werden; eine Türkei, die schon lange unter starkem westlichem Druck stand und deren Freundschaft langsam abzubröckeln begann.

Diese politischen Aspekte rechtfertigten also schon einen Verbleib der 17. deutschen Armee auf der Halbinsel Krim.

Dann aber trat eine völlig unerwartete Situation ein.

24. Oktober 1943. Die sowjetische Heeresgruppe Tolbuchin durchbricht nördlich von Melitopol die Front der 6. deutschen Armee und jagt durch die Nogaische Steppe.

Die deutsche Führung ist schockiert. Im Hauptquartier der Heeresgruppe Süd stehen für Stunden die Stäbe Kopf. Was geschieht, wenn die Sowjets an der Landenge von Perekop vorbeistoßen? Dann wäre die 17. deutsche Armee von allen Landverbindungen abgeschnitten. Ein zweites Stalingrad? Die Auguren prophezeiten Schreckliches.

Einer der wenigen, welche die neueingetretene Lage mit einer gewissen Gelassenheit betrachteten, war Generaloberst Jaenecke. Er war schon durch die Hölle von Stalingrad gegangen, wo er das 4. Korps geführt hatte. Jaenecke hatte die Gefahr kommen sehen und vorgebaut. Seine Studie »Michael« sah den rechtzeitigen Ausbruch der 17. Armee durch die Perekop-Enge vor, wo sie dann in die deutsche Landfront einschwenken sollte. Ein gewiß vernünftiger Plan angesichts der Bedrohung der 17. Armee.

Am 28. Oktober war es soweit. Jaenecke befahl den Ausbruch für den nächsten Tag, den 29. Oktober 1943. Eine ganze Armee glich zu dieser Zeit einem aufgeschreckten Bienenschwarm.

Da griff Hitler in das Geschehen ein. Am 28.10., 21 Uhr, erreichte den Generalobersten ein Funkspruch aus dem Führerhauptquartier. Er lautete:

»Geplante Operation wird nicht durchgeführt. 17. Armee verbleibt auf Halbinsel Krim.«

Damit waren die Würfel gefallen, und das zukünftige Schicksal der Krim-Armee war noch ungewisser geworden.

Wäre es andererseits überhaupt besser gelaufen, wenn der Plan »Michael« zum Tragen gekommen wäre? Kaum!

Bereits zwei Tage später, am 30. Oktober, tauchten sowjetische Panzer der 2. Garde-Armee vor Perekop auf. Es ist wohl müßig, die Frage zu stellen, was passiert wäre, wenn Tolbuchins T-34- und Stalin-Panzer in die zurückflutende 17. Armee gestoßen wären. Den sowjetischen Panzern wären lediglich zwei Sturmgeschütz-Brigaden und einige 8,8-cm-Flak-Batterien gegenübergestanden.

Doch nicht diese Bedenken waren es, die Hitler veranlaßten, die 17. deutsche Armee auf der Krim zu belassen, sondern einzig und allein die bereits zitierten politisch-strategischen Argumente seiner Verbündeten.

Überraschende Schützenhilfe bekam der Führer^{*} schließlich noch von Großadmiral Dönitz, dem Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, der eindringlich klarmachte, daß ein Aufgeben der Krim gefährliche Folgen für die Seekriegslage im Schwarzen Meer heraufbeschwören würde.

Hitler wiederum, diesmal ein Realist, fragte, wie der Großadmiral sich denn die Versorgung der vom Landweg abgeschnittenen 17. Armee vorstellen würde.

Dönitz antwortete, das wäre kein Problem. Die Kriegsmarine sei durchaus in der Lage, den Nachschub sicherzustellen. Pro Monat 50.000 Tonnen Nachschubgüter. Und sollte trotzdem eine Räumung notwendig werden, würde die Kriegsmarine auch das schaffen.

»In welcher Zeit?«

»In vier Tagen, mein Führer, könnten wir 20.000 Mann abtransportieren. In vierzig Tagen die gesamte Armee mit ihren 200.000 Soldaten, Pferden und Material. Vorausgesetzt, die Divisionen am Perekop, am Siwasch und auf der Kertsch würden halten.«

Nicht wenige hohe deutsche Generalstabsoffiziere hielten diese Zusicherung für unrealistisch. Vor allem glaubten die meisten nicht daran, daß es möglich sei, die Sowjets am

^{*} So wurde Hitler offiziell genannt.

Perekop und auf der Kertsch abzuwehren.

Die Ereignisse belehrten sie eines Besseren. Jaeneckes deutsche und rumänische Divisionen hielten ihre Stellungen, wehrten alle Angriffe der Russen in Spätherbst und Winter 1943 ab. Außer den verhältnismäßig kleinen Brückenköpfen bei Kertsch und am Siwasch machten die Russen keinen Stich gegen die 17. Armee.

Auch der Nachschub zur eingeschlossenen Armee klappte vorzüglich und fast störungsfrei. Ununterbrochen rollten die Kriegs- und Lebensmittelgüter von den Häfen Odessa und Konstanza nach Sewastopol und Eupatoria. Nur hin und wieder wagten sich sowjetische U-Boote an die Westküste und versenkten den einen oder anderen Fährprahm, oder es griffen russische Bomber die deutschen Geleitzüge an. Großer Schaden entstand jedoch nicht. Und wo die Kriegsmarine den Nachschub nicht schaffte, half eine Staffel Großflugzeuge aus, sechsmotorige »Giganten«, die für besondere Eiltransporte oder Verwundetenflüge herangezogen wurden.

Deutsche und rumänische Zerstörer sowie Schnellboote beherrschten immer noch das Schwarze Meer, als gäbe es keine sowjetischen Kreuzer, Zerstörer und Schlachtschiffe.

Das äußere Bild relativer Sicherheit trägt jedoch. Spätestens jetzt, im Januar 1944, versuchen immer mehr Stäbe der Krim-Armee, sich aufs Festland abzusetzen. Man traut dem Frieden nicht. Die ganze Situation auf der Halbinsel gleicht in fataler Weise dem Tanz auf dem Vulkan. Da kann es auch nicht ausbleiben, daß der »Etappenungeist« seltsame Blüten treibt, etwa nach der Landserweisheit: »Genieße den Krieg, denn der Frieden wird schrecklich sein.«

Die Stäbe in Simferopol und Sewastopol wohnen wie die Fürsten, Soldaten sitzen zu Tausenden in den Stadtcafes herum, flanieren auf den Boulevards von Simferopol, das nicht umsonst das »Paris Rußlands« genannt wird.

Statt in einer verhängnisvollen Friedensstimmung dem Müßiggang zu frönen, wäre es vernünftiger gewesen, die alten zerstörten russischen Befestigungsanlagen auszubauen. Aber nichts dergleichen geschieht. Man läßt die Zügel schleifen.

Diese unverständliche Haltung – auch der obersten Führung – hat ihre Ursache zweifellos in dem Wissen, daß die 17. Armee einem sowjetischen Großangriff von Norden und Osten ohnehin nicht würde standhalten können.

Das weiß der Oberbefehlshaber, Generaloberst Jaenecke, ebenso wie sein Stabschef, Generalmajor von Xylander, und selbstverständlich auch die Divisionskommandeure und Kompanieoffiziere.

Jaenecke hat den Kampf, Hitlers Befehl rückgängig zu machen, immer noch nicht aufgegeben. Im November 43 bereits entsteht die Studie »Ruderboot«, hinterher die namens »Gleitboot« und schließlich im April 1944 auch noch jene Studie mit der Bezeichnung »Adler«.

Alle Operationsentwürfe basierten auf dem Grundgedanken, in sechs bis sieben Tagen die Truppen auf den Festungsraum Sewastopol zurückzunehmen. Von dort hoffte man, die Divisionen mit der Flotte abtransportieren zu können. Die verfolgenden russischen Panzerverbände sollten in sogenannten Sperr- und Riegelräumen abgefangen werden, die wichtigste Riegelstellung war dabei die »Gneisenau-Stellung«, welche die nach Simferopol zusammenlaufenden Hauptstraßen abdecken sollte. Anfang Januar 1944 stehen auf der Krim noch dreizehn Divisionen: sechs deutsche Infanteriedivisionen, drei rumänische Gebirgsdivisionen, zwei rumänische Kavalleriedivisionen und zwei rumänische Infanteriedivisionen.

Panzer hat Generaloberst Jaenecke nicht zur Verfügung, seit er die 13. PD (Panzerdivision) an die 6. Armee hatte abgeben müssen. Dafür stehen ihm die beiden Sturmgeschützbrigaden 191 und 279 zur Verfügung, außerdem das Gebirgsjägerregiment »Krim« und die Heeresflakabteilungen 275 und 279

sowie die Flak-Divisionen von General Pickert, die mit ihren 8,8-cm-Geschützen an der Enge von Perekop Wache hält.

Nimmt man noch die verhältnismäßig starken See- und Luftstreitkräfte hinzu, kann kaum bestritten werden, daß die »Krim« immerhin noch einen gewissen operativen Wert besitzt und Feindkräfte bindet.

Sinnvoll kann das Halten der Halbinsel aber nur solange sein, als der deutsche Brückenkopf Nikopol, ostwärts des Dnjepr, behauptet werden kann. Von diesem Brückenkopf aus ist es nämlich noch immer möglich, die Landverbindung zur 17. Armee wiederherzustellen. Die Frage ist nur, wie lange der Nikopol-Brückenkopf den massiven sowjetischen Panzerangriffen wird standhalten können.

*

Die ersten Sturmsignale setzen wieder einmal die sowjetischen Partisanenverbände. Sie sitzen, wie die Made im Speck, im Jailagebirge. Unauffindbar für die deutschen Strafexpeditionen, doch immer präsent, wenn es gilt, die deutschen Besatzer in Schrecken zu versetzen.

Die »Jaila-Partisanen«, so genannt nach dem Gebirgszug im Süden der Halbinsel Krim, setzen sich ausnahmslos aus Einheimischen zusammen, aus Männern und Frauen aller Sozial- und Berufsschichten. Sie haben Tausende von Verbindungsleuten, die vor allem in den Hauptstädten der Halbinsel sitzen und nicht selten als Hilfskräfte bei der 17. Armee arbeiten. Es gibt keine amtlichen Zahlen darüber, aber man schätzt, daß die Partisanen über 7.000 Mann stark waren.

Der Kader dieser Partisanen-Armee sind reguläre Truppen, meist Soldaten und Offiziere der sowjetischen Marine. Sie verfügen nicht nur über Maschinenwaffen, sondern auch über zahlreiche Geschütze, ja sogar Panzer. Ausgerüstet mit den modernsten Funk- und Nachrichtenmitteln, sind sie ein

ernstzunehmender Gegner, der im rückwärtigen Armeegebiet jederzeit großen Schaden anrichten kann.

In welcher raffinierter Weise diese Sabotage-Kommandos gearbeitet haben, soll an einem von Dr. Malzahn, Oberarzt am Simferopoler Kriegslazarett, verbürgten Fall aufgezeigt werden.

Wie bei keiner anderen deutschen Armee gab es bei der 17. zahlreiche Hiwi (Hilfswillige)-Verbände: Kosakenbataillone, Karatschaier-Einheiten und eine Unmenge Freiwilligenverbände. Sie alle schlugen sich mit außerordentlicher Tapferkeit und glaubten daran, ihre geliebte Bergheimat vom Joch der Sowjets befreien zu können. Das war der Sinn ihres Kampfes.

Das Schicksal wollte es anders. Die Deutschen mußten den Kaukasus wieder räumen. Mit dem Abmarsch der deutschen Truppen kam die Rache der Sieger. Die mit den Deutschen sympathisierenden Bergstämme wurden liquidiert oder verschleppt.

Selbstverständlich blieben die Vergeltungsmaßnahmen der Sowjets nicht geheim. Dafür sorgten schon die russischen Propagandakompanien. Mit Lautsprecherübertragungen und Flugblättern, die über den deutschen Linien abgeworfen wurden, wurde die »Rache« publik gemacht. Der Zweck: Man wollte in den Hiwi-Verbänden Unruhe stiften, die Kampfmoral sollte unterminiert werden.

Zum Teil gelang das auch. Hunderte von Kämpfern desertierten. Aber nicht aus Feigheit, sondern aus Sorge um ihre Familienangehörigen. Fast allen drohte ein eindeutiges Schicksal. In den Augen der Sowjets waren diese Männer »Volksverräter«.

Auf der Halbinsel konnten diese Hiwi-Einheiten verständlicherweise nicht mehr in der vordersten Linie eingesetzt werden. Sie stellten ein zu großes Risiko dar. Man verwandte sie deshalb fast ausnahmslos für die Partisanenbekämpfung oder teilte sie den Nachschubtruppen zu.

Aber auch hier waren sie, was niemand vermeiden konnte, der Infiltration ausgesetzt, und sie gerieten nicht selten zwischen die Mühlsteine.

4. Januar 1944. 22.30 Uhr. Im Hof des Simferopoler Kriegslazarettes dreht der Posten seine Runde. Es ist bitterkalt, der Himmel sternenklar. Der Posten, Oberschütze Franz Weber, friert erbärmlich. Unlustig dreht er weiter seine Runden Und denkt daran, daß es nach der Ablösung in der Wachbude heißen Grog gibt.

Als er gerade wieder um die Verpflegungsbaracke herum-biegt, glaubt er, drüben an der Mauer der Sanitätsunterkünfte eine Bewegung gesehen zu haben. Weber bleibt stehen, rührt sich nicht vom Fleck. Nichts bewegt sich mehr.

Schon will Oberschütze Weber seinen Rundgang fortsetzen, da hört er knirschende Schritte im Schnee, genau dort, wo er vorher eine Bewegung zu sehen glaubte. Und jetzt erkennt Weber auch eine Gestalt, die gebückt an der Mauer entlangrennt und offensichtlich zu den Sanitätsbaracken will.

Aufenthalt im inneren Sanitätsbereich ist jedermann ab Einbruch der Dunkelheit verboten, es sei denn, man besitzt einen Ausweis oder hat die Wache verständigt.

So oder ähnlich lautet die Dienstvorschrift, und der Posten Franz Weber ist verpflichtet, dafür zu sorgen, daß diese Vorschrift auch eingehalten wird.

Weber ruft deshalb: »Halt! Stehenbleiben! Parole!«

Aber der Mann drüben an der Mauer denkt nicht daran, dem Befehl Folge zu leisten. Er rennt weiter.

Da reißt der Oberschütze Weber das Gewehr von der Schulter, entschert. »Halt, oder ich schieße!« dröhnt seine Stimme über den Lazarethhof.

Der Unbekannte gehorcht auch diesmal nicht. Da schießt Oberschütze Weber. Ein gellender Schrei! Weber hat getroffen.

Weber, 21 Jahre jung, hatte noch nie auf einen Menschen

geschossen. Er war nie an der Front. Als er über den Hof rennt und sich über den angeschossenen Mann beugt, der vor Schmerzen laut stöhnt, glaubt er, seinen Augen nicht zu trauen. Der Mann, den er angeschossen hat, ist Wladimir Fedjuninskij Hilfskoch in der Lazarettküche, ein Karatschaier, der sich bei den Kämpfen im oberen Kuban-Tag das EK II verdient hatte. Ein großartiger Bursche, ein Kamerad, wie man sich keinen besseren vorstellen kann.

Weber ist völlig verstört und murmelt nur: »Wladimir, um Himmels willen, warum bist du nicht stehengeblieben?«

Wladimir Fedjuninski lächelt gequält und schweigt. Sein linker Oberschenkel färbt sich mit Blut.

Weber hängt sein Gewehr um und faßt den Hiwi unter den Schultern. »Komm, ich bring dich ins Quartier. Ich hol Dr. Malzahn, der wird dich versorgen. Kannst du wenigstens mit dem gesunden Fuß auftreten?«

Wladimir Fedjuninski murmelt etwas in seiner Heimatsprache, das Franz Weber nicht versteht.

Der Oberschütze, noch immer ganz durcheinander, hat nur einen Gedanken im Kopf: Wladimir muß ärztliche Hilfe erhalten. Er überlegt nicht ein einziges Mal, warum sich der Hiwi trotz Sperrstunde im Freien aufgehalten hatte und auf Anruf nicht stehengeblieben war.

Nun, das werden bald andere für ihn tun. Der Schuß hat natürlich das halbe Lazarett alarmiert. Nun stürzt die Wache in den Hof, voraus der Wachhabende, Unteroffizier Dirks. Er sieht sofort den am Boden liegenden Karatschaier.

»Weber, was ist passiert?« fragt er den Posten. Der berichtet. Dirks flucht. »Ich hab ihn ja nicht erkannt, Herr Unteroffizier«, entschuldigt sich der Oberschütze und fügt hinzu: »Ich hätte bestimmt nicht geschossen, wenn er stehengeblieben wäre.«

»Bringt ihn in die Wachtstube und verständigt den diensthabenden Arzt«, befiehlt Unteroffizier Dirks seinen Männern.

Der Arzt kommt, untersucht die Wunde, macht einen Notverband. Unteroffizier Dirks erklärt er: »Wladimir hat einen Oberschenkelsteckschuß, wir müssen sofort operieren. Ich fürchte, die Schlagader ist angekratzt. Aber zuvor muß ich Meldung machen.«

»Muß das sein, Herr Oberarzt?«

Oberarzt Dr. Malzahn nickt. »Das wissen Sie ebenso gut wie ich, Dirks. Verstoß gegen die Sperrvorschriften und Waffengebrauch eines Postens mit Verletzungsfolgen. Wollen Sie das etwa verschweigen?«

»Nein, natürlich nicht, Herr Oberarzt«, sagte Unteroffizier Dirks betreten. »Das wird 'ne ganz schöne Schweinerei geben. Hoffentlich meldet der Chef den Vorfall nicht an den Höheren SS- und Polizeioffizier.«

»Das wird nicht nötig sein, Dirks, der SS- und Höhere Polizeioffizier ist gerade Gast beim Chef«, sagt Dr. Malzahn mit leiser Stimme und verläßt die Wachtstube.

Natürlich erfährt der im Lazarett zufällig anwesende SS- und Höhere Polizeioffizier, ein SS-Obersturmbannführer (Oberstleutnant), von dem Vorfall und schaltet sofort den SD (Sicherheitsdienst) ein.

Noch bevor Wladimir, der mit dem EK II ausgezeichnete Karatschaier, auf den Operationstisch kommt, verhören ihn, was im übrigen ganz der geltenden Vorschrift entspricht, die SD-Beamten. Sie wollen natürlich wissen, warum sich Wladimir in der Sperrzeit im Lazarethhof aufgehalten hatte.

Der Karatschaier schweigt. Schweigen aber macht Sicherheitsbeamte immer mißtrauisch. Wladimir Fedjuninski wird verhaftet und in die Polizeikaserne gebracht. Dr. Malzahn protestiert zwar und weist darauf hin, daß der Verwundete rasch operiert werden müsse, aber die SD-Beamten winken ab. »Erst müssen wir herauskriegen, was der Bursche im Hof zu suchen hatte«, erklären sie Dr. Malzahn höflich, aber bestimmt. Und dabei bleibt es. Es wäre auch sinnlos gewesen, weiter zu

intervenieren. Der Karatschaier hatte gegen eine strenge Verordnung verstoßen und sich dadurch verdächtig gemacht.

Es ist nicht bekannt geworden, was in der Polizeikaserne geschah. Jedenfalls fährt eine halbe Stunde später ein geschlossener Wagen in den Lazarett Hof, vier Polizeibeamte stürzen heraus, rennen zur Lazarettküche. Sie brüllen nach dem Schlüssel, und als Dr. Malzahn, der diensthabende Arzt, Auskunft darüber verlangt, was denn hier eigentlich geschehe, antwortet einer der Polizeibeamten: »Dieser verdammte Russe hat eine Höllenmaschine im Küchenherd installiert. In zwanzig Minuten geht die Ladung hoch.«

Unschwer, sich vorzustellen, was diese Behauptung bei den anwesenden Sanitätern, Wachtsoldaten und auch bei Dr. Malzahn für eine Reaktion auslöst. Sie lachen! Wladimir, der Freund der Deutschen, der Karatschaier, der zwei Jahre an vorderster Front gegen die Sowjets gekämpft hatte, soll ein Saboteur, ein Bombenleger sein? Unmöglich. Wladimir muß ihnen einen Bären aufgebunden haben, warum er das getan haben sollte.

Die Tür wird geöffnet. Die Polizeibeamten stürmen in den großen Küchenraum, öffnen die Herdtür, räumen das für den Morgen zurechtgeschichtete Holz aus dem Ofen.

Bereits am nächsten Morgen, gegen 9 Uhr, wird Wladimir Fedjuninski auf dem Stadtplatz von Simferopol öffentlich gehenkt. Mit einem Schild um den Hals, auf dem in russisch und deutsch geschrieben steht: »Ich war ein Partisan.«

War Wladimir Fedjuninski tatsächlich ein Partisan? – Nein!

Dr. Malzahn hatte die Möglichkeit, Einsicht in das Verhörprotokoll zu nehmen; er kannte einen der führenden SS- und Polizeioffiziere sehr gut.

Folgender Tatbestand brachte Wladimir Fedjuninski an den Galgen:

Es fing alles damit an, daß der Küchenfeldwebel des Lazarettes Wladimir eines Tages auf den Schwarzen Markt

schickte, um Kräuter, Zwiebeln und andere Gewürze einzukaufen. Bei einem dieser Einkäufe wurde Wladimir von zwei unbekannten Zivilisten angesprochen und in ein Gespräch verwickelt. Es stellte sich heraus, daß es Jaila-Partisanen waren, einer von ihnen im Rang eines Hauptmanns der Roten Armee.

Wladimir Fedjuninski erhielt den Auftrag, in der Küche des Lazaretts eine Höllenmaschine zu installieren: Falls er sich weigern würde, müßten seine in Simferopol lebende Schwester und deren schwerkranker Mann daran glauben. Die beiden Unbekannten beschrieben Wladimirs Verwandte so genau, daß kein Zweifel darüber bestehen konnte, daß die Partisanen sie kannten. Sie sagten Wladimir ferner, man rechne natürlich damit, daß er den Vorfall bei seinen deutschen Vorgesetzten zur Meldung bringe. Dann würde die Bombe also nicht losgehen. Schwester und Schwager könnte das jedoch nicht vor dem Tod retten.

Niemand weiß, was in Wladimir Fedjuninski in den noch verbleibenden zwei Tagen vor sich gegangen ist. Jedenfalls händigten ihm am nächsten Tag die Jaila-Partisanen auf dem Schwarzen Markt das Sprengstoffpaket aus. Und Wladimir baute die Bombe in den Ofen ein. In der letzten Nacht kamen ihm offenbar Zweifel über sein Tun. Seine Gewissensbisse wurden so groß, daß er sich entschloß, die Sprengladung wieder auszubauen. Auf dem Weg zur Küche wurde er dann vom Posten angerufen und gleich darauf angeschossen.

Soweit die angebliche Version des Karatschaiers Wladimir Fedjuninski. Beim Höheren SS- und Polizeioffizier sah man die Sache anders. Man behauptete dort, Wladimir habe keineswegs die Sprengladung ausbauen wollen, er wollte sich vielmehr in Sicherheit bringen, fliehen. So stand es jedenfalls in den amtlichen Protokollen.

Der Vorfall wirbelte mächtig Staub auf. Neue und noch strengere Verordnungen bezüglich der Hiwi-Einheiten wurden

erlassen, eine zeitweilige totale Ausgangssperre verhängt, und schließlich schob man den Großteil der Hiwis per Schiff auf das Festland ab oder stationierte sie in die Nähe von Sewastopol, wo sie beim Festungsbau eingesetzt wurden.

Zwischen Anfang Januar und Mitte Februar 1944 häufen sich nun die Überfälle und Sabotageakte der Jaila-Partisanen. Immer öfter überfallen sie Nachschubkolonnen, die zur Kertsch unterwegs sind. Straßen und Brücken werden von ihnen vermint, Straßenstützpunkte überfallen.

Ohne Geleitschutz geht schließlich überhaupt nichts mehr. Die Armee fordert von der Heeresgruppe Panzerspähwagen an, die mit Sicherungsaufgaben betraut werden sollen.

Sechs leichte Panzerspähwagen von der 17. PD werden daraufhin zur Krim in Marsch gesetzt. In Nikolajew werden sie auf Fährprähme verladen und in Richtung Sewastopol in Marsch gesetzt.

Unweit von Eupatoria wird das Geleit von einem russischen U-Boot angegriffen und ein Fährprahm versenkt. Zwei der Panzerspähwagen gehen verloren. Der Rest erreicht Simferopol, wo das Spähwagenkommando direkt der Armee unterstellt wird. Zum Einsatz kommen die Panzerspäher aber seltsamerweise nur vier Mal in drei Monaten. Eine ebenso unverständliche wie unverantwortliche Haltung der Armeeführung, denn die Panzerspäher hätten bei der 6. Armee auf dem Festland sinnvoller eingesetzt werden können.

Geleitschutzfahrt für einen Munitionsnachschub auf die Kertsch. Es herrscht diesiges, kaltes Wetter. Dann und wann gibt es Graupelschauer. Die Straßen sind in einem katastrophalen Zustand. Die Lkw-Kolonne kann oft nur im Schrittempo fahren.

Nach zirka 50 Kilometer Fahrt wird das partisanengefährdete Gebiet erreicht. Von den Partisanen weit und breit keine Spur.

Nichts passiert. Der Geleitzug erreicht schließlich ein kleines Dorf westlich von Feodosia. Das Gelände ist hier bretteben, außer einer winzigen Höhe außerhalb der Ortschaft, auf der ein Friedhof liegt. Ausgerechnet von dieser Höhe herab erhält der Geleitschutz MG- und Granatwerferfeuer. Mitten am Tag. Und in einem Gelände, das für die Partisanen keinerlei Deckung bietet – außer dem Friedhof.

Die Panzerspähwagen erwidern das Feuer. Es hagelt Zweizentimeter-Granaten in den Friedhof. Die Partisanen stellen das Feuer ein, die Munitionskolonnen kann die Fahrt fortsetzen.

In Feodosia wird der Vorfall dem Ortskommandanten gemeldet. Der schickt unverzüglich einen Zug der im Ort stationierten Polizeikompanie los. Die Polizeisoldaten schwärmen aus, durchsuchen den Friedhof, das umliegende Gelände. Die Partisanen sind verschwunden. Daß sie aber im Friedhof waren, beweisen die zahlreich herumliegenden Patronenhülsen. Nur – wo sind sie jetzt? In der kleinen Ortschaft? Kaum denkbar. Dennoch wird dort eine Personen- und Häuserkontrolle durchgeführt. Ohne Ergebnis. Es fehlt weder jemand, noch gibt es einen Einwohner (die alle registriert sind) zuviel. Die Bewohner der Ortschaft wissen ohnehin nichts; gewiß, sie haben die Schießerei gehört aber ...

Zwei Tage später fährt ein Polizeileutnant mit fünf Mann noch einmal zum Friedhof. Die mysteriöse Sache hatte ihm keine Ruhe gelassen. Meter um Meter untersuchen die Polizeisoldaten den Friedhof, einer sogenannten Gruftstätte, denn die hier ansässigen mohammedanischen Einwohner beerdigten ihre Toten in Familiengrüften. Das ist nichts Besonderes. Es gibt viele Gruftgräber auf der Krim.

Der Polizeileutnant will die Suche nach Spuren der Partisanen schon abbrechen, als ein Unteroffizier angerannt kommt. »Herr Leutnant, sehen Sie sich das mal an!« sagt er aufgeregt.

An einem der Gräber ist der das Grab verschließende Stein etwas verrückt, so daß ein Spalt frei bleibt.

»Na und?« wendet sich der Polizeileutnant an den Unteroffizier. »Was ist daran so aufregend?«

»Das hier«, sagt der Unteroffizier und deutet auf eine noch ganz frische Fußspur vor dem Grabspalt.

»Diese Spur kann ebensogut von einem unserer Leute stammen«, winkt der Leutnant ab.

»Und diese Patronen, Herr Leutnant?« Der Unteroffizier hebt eine Handvoll Maschinenpistolengeschosse auf; russische, keine deutschen.

Jetzt wird auch der Polizeileutnant mißtrauisch. Ein geradezu phantastischer Verdacht steigt in ihm auf. Sollten die Partisanen diese Gräfte etwa gar als Verstecke, als Unterschlupf benutzen?

»Versucht mal den Stein wegzuschieben!« befiehlt er dem Unteroffizier. Der die Gruft verschließende Grabstein läßt sich mühelos bewegen. Die Gruft ist offen. Darin Särge. Sechs Stück. Zum Teil sind sie schon sehr verwittert. Die Polizeisoldaten sehen sich an. Irgendwie haben sie das Gefühl, unrecht zu handeln. Man stört die Ruhe der Toten nicht, verdammt noch mal. Was denkt sich der Leutnant eigentlich?

Der Leutnant gibt dem Unteroffizier einen Wink mit den Augen. Beide steigen in die Gruft hinab. Nicht aus Pietätlosigkeit, sondern weil dem Leutnant etwas Merkwürdiges aufgefallen ist. Einer der Särge, der letzte in der Reihe, steht schief. So, als wäre er verrückt worden. Und noch etwas Sonderbares hat der deutsche Polizeileutnant entdeckt. Der Deckel des Sarges ist am hinteren Ende nicht ganz geschlossen, ein Strohhalme blickt heraus.

Stroh in einem Sarg? Der Leutnant, der schon drei Jahre in Rußland ist, kann sich nicht erinnern, daß die Russen ihre Toten auf Stroh betten. Sein Verdacht, mit dieser Gruft könnte irgend etwas nicht stimmen, verhärtet sich. Er gibt dem

Unteroffizier einen Wink, hinten den Sargdeckel aufzuheben. Der zögert.

»Verdammt, nun machen Sie schon«, sagt der Leutnant und hat mit einemmal die MPi im Anschlag.

Es ist eine makabre, fast gespenstische Szene: Der mit der MPi im Anschlag dastehende deutsche Polizeileutnant, die sechs Särge, das Halbdunkel der Gruft, und jetzt der Unteroffizier, der langsam den Sargdeckel hochhebt ...

Im Sarg liegt ein Mann. Ein Toter? Keinesfalls. Zwar gibt sich der Mann den Anschein, als sei er tot, liegt steif und reglos im Sarg, aber der geschulte Blick des Polizeileutnants bleibt sofort an den Schuhen des angeblich Toten haften, und diese sind lehmverschmiert.

Es ist nicht der einzige »Scheintote«, den das Polizeikommando aus dem Sarg holt. Noch weitere 16 Partisanen werden in den Grüften entdeckt und über 3.000 Schuß Granatwerfer- und MG-Munition sichergestellt. Der Friedhof entpuppte sich tatsächlich als Unterschlupf und Waffenarsenal der Jaila-Partisanen.

Jetzt ist auch klar, warum die Polizeisoldaten bei ihrer ersten Untersuchung keinerlei Fußspuren außerhalb des Friedhofs fanden. Die Partisanen verließen den Friedhof gar nicht. Und gepflegt wurden sie von den Dorfbewohnern, wie sich später herausstellte. Immer dann, wenn Routinekontrollen im Dorf stattfanden, verschwanden die Partisanen im Friedhof in den Grüften und blieben unauffindbar.

Armeehauptquartier und der Höhere SS- und Polizeioffizier von Simferopol richteten nach diesem sensationellen Vorfall ihre Aufmerksamkeit auf noch mehr Friedhöfe der Halbinsel. Die blitzartig durchgeführten Überprüfungen blieben jedoch bis auf eine Ausnahme ohne Ereignis. Einheiten der Feldgendarmarie entdeckten noch einen weiteren Friedhof-unterschlupf – mitten in Simferopol.

Auch hier wurden Grüfte und Särge als Versteck benutzt, die

Vögel waren jedoch zum Zeitpunkt des Einsatzes schon ausgeflogen. Das Warnsystem der Partisanen klappte ja vorzüglich. Die aufgefundenen Waffen hätten genügt, ein ganzes Bataillon auszurüsten. Es handelte sich dabei ausnahmslos um deutsche Waffen: Maschinengewehre, Karabiner, Maschinenpistolen, Handgranaten und leichte Granatwerfer.

Beutewaffen? Nur zum Teil. Die Handfeuerwaffen stammten überwiegend vom Schwarzen Markt. Dort wurde alles angeboten und verhökert:

Uniformstücke, Seitengewehre, Pistolen, Handgranaten, Munition, technisches Gerät und sogar deutsche Soldbücher – eine der begehrtesten Schwarzmarktwaren.

Das meiste Wehrmachtsgut stammte von deutschen Deserteuren oder korrupten Zahlmeistern und deren Helfershelfern. Wer freilich bei solch schändlichem Handel erwischt wurde, mußte mit langjährigen Zuchthausstrafen, in besonders schweren Fällen sogar mit dem Tod durch Erschießen rechnen.

Daß der Schwarze Markt von Simferopol aber nicht nur Warenumsschlagplatz, sondern auch Treffpunkt russischer und deutscher Geheimdienste war, versteht sich von selbst. Überraschend durchgeführte Großrazzien blieben fast immer erfolglos, im Netz der Polizei zappelten nur die ganz kleinen Fische. Die wirklichen Hintermänner des großen Geschäfts saßen in ihren Rattenlöchern oder – Luxuswohnungen.

*

Die 17. Armee wartet auf die Offensive der Sowjets. Weit im Osten das 5. Korps General Almendingers mit der 98. und der 73. Infanteriedivision sowie der 6. rumänischen Kavalleriedivision und der 3. rumänischen Gebirgsdivision. Die Aufgabe des Korps: Schutz der Straße von Kertsch.

Im Norden der Halbinsel sperrt das 49. Gebirgskorps General Konrads die Enge von Perekop und den Siwasch-

Damm. Es besteht aus der 50. und 337. ID (Infanteriedivision) sowie der 10. und 19. rumänischen Infanteriedivision und der 9. rumänischen Kavalleriedivision. Das 1. rumänische Gebirgskorps wiederum hat die Sicherung der Küstenregion übernommen und wird zusätzlich zum Partisaneneinsatz herangezogen.

Eine Armeereserve gibt es zu diesem Zeitpunkt nicht. Generaloberst Jaenecke legt auch keinen besonderen Wert darauf, denn notfalls kann eine Eingreifreserve aus den Hunderten von Nachschubeinheiten gebildet werden. Der Armee mangelt es ja auch nicht an Menschen, sondern vielmehr an schweren Waffen und Panzern. Die aber sind ohnedies nicht heranzukriegen.

Wie groß deshalb die Überraschung, als Hitler im März der Armee noch die 111. Infanteriedivision zuführt. Per Schiff muß sie vom Festland auf die Halbinsel gebracht werden. Eine ganze Fußdivision, ohne ausreichende Bewaffnung, ohne Geräte, ohne Fahrzeuge!

Als der Funkbefehl aus dem Führerhauptquartier eintrifft, der die Verlegung der 111. ID ankündigt, steht das Armeehauptquartier buchstäblich Kopf. War Hitler wahnsinnig geworden? Wie konnte er die Krim noch zusätzlich mit Menschen vollstopfen? Es war zum Haare ausraufen.

Da die 111. ID in ihrem derzeitigen Zustand nicht an der Front eingesetzt werden konnte, bildete Generaloberst Jaenecke aus ihr eine Armeereserve, die letztlich nichts anders sein kann als Menschenreservoir für den Fall, daß große Verluste eintreten werden.

*

Das Frontoberkommando der Selbständigen Küstenarmee hatte den 10. Januar 1944 als X-Tag für die Teiloperation auf der Kertsch vorgesehen.

Jetzt schreibt man den 9. Januar. Es ist ein naßkalter, unfreundlicher Wintertag. Im sowjetischen Brückenkopf auf der Kertsch laufen die letzten Angriffsvorbereitungen. In den Stäben wird auf Hochtouren gearbeitet.

Die Nervosität, die Divisions-, Regiments- und Bataillonsstäbe erfaßt hat, macht auch vor dem Hauptquartier der Selbständigen Küstenarmee nicht halt. Selbst der sonst so beherrschte Petrow ist nervös, kaum ansprechbar, brüllt herum und greift fortwährend nach dem Telefon, um mit irgendeinem Frontkommandeur Dinge zu besprechen, die längst klar sind.

Woroschilow, der sich zusammen mit Generaloberst Schtemenko in Petrows Hauptquartier aufhält, führt über die Direktleitung ein letztes Gespräch mit Moskau. Danach setzt er sich in eine Ecke des Besprechungsraumes, dem größten Raum in der Blockhütte Petrows, und hört – Schallplatten.

Schallplatten begleiten den Marschall überallhin. Musik ist Woroschilows liebstes Hobby. Vor allem die Opern haben es ihm angetan. Er kennt alle Werke der berühmten Komponisten und in seiner Standardsammlung sind neben »Carmen« und »Rigoletto« Werke wie »Pique Dame«, »Boris Godunow« ebenso vertreten wie »Madame Butterfly« und Interpreten wie Koslowski, Lemesch, Michailow und andere musikalische Berühmtheiten Rußlands.

An diesem 9. Januar 1944 scheint aber selbst die Musik dem Marschall keinen rechten Trost zu spenden. Er stellt das Grammophon ab.

»Wie spät haben wir es?« wendet er sich an Generaloberst Schtemenko.

»Fünf vor sieben, Genosse Marschall.«

»Schon? Und wann läuft die Landungsflotte aus?«

»Punkt 20 Uhr.«

Woroschilow nickt. Dann nimmt er seinen schweren Pelzmantel vom Wandhaken und schlüpft hinein. »Los, gehen wir vor zur B-Stelle. Ich halte es hier nicht mehr aus.«

Petrows vorgeschobene Beobachtungsstelle liegt etwa 2 Kilometer hinter der vordersten Linie an einem Steilhang unmittelbar am Asowschen Meer. Bei Tage und einigermaßen guten Sichtverhältnissen, kann man mühelos den für die Hauptlandung vorgesehenen Küstenabschnitt einsehen. Jetzt aber sieht man nicht die Hand vor den Augen; der Himmel ist mit Wolken bedeckt, die Nacht stockfinster.

Im B-Stand halten sich mehrere Offiziere vom Stab Petrows auf. Darunter auch ein Verbindungsoffizier der Flotte, der telefonische Verbindung zu Vizeadmiral Wladimirski hat.

Woroschilow, der mit verkniffenem Gesicht durch die Bunkerscharte feindwärts blickt, wendet sich an den Flottenverbindungsoffizier: »Wie steht es auf See?«

»Man rechnet mit schwachem Seegang, Genosse Marschall«, antwortet der Oberleutnant. »Trotzdem muß man auf alles gefaßt sein. Das Meer ist um diese Jahreszeit unberechenbar.«

Die Zeit verrinnt. In der B-Stelle ist es kalt und zugig. Eine Ordonnanz reicht heißen Tee mit Rum. Alle trinken einen Schluck. Woroschilow lehnt ab. Dafür raucht er eine Zigarette nach der anderen.

Um 19.45 Uhr trifft Petrow auf der B-Stelle ein. In seinem Gefolge der Küstenartilleriesführer, der Adjutant und zwei Ordonnanzoffiziere. Petrow begrüßt kurz den Marschall, dann begibt er sich nebenan in den Nachrichtenbunker. Er erwartet die Anrufe der Korpskommandeure. Kurz vor 20 Uhr bimmeln die Telefone. Die Korps melden ihre Angriffsbereitschaft. Nur die Flotte läßt nichts von sich hören.

20 Uhr. Jetzt müßten die Schiffe aus dem Sperrpunkt Iljitsch auslaufen. Aber von Konteradmiral Cholostjakow, der für das Landeunternehmen verantwortliche Flottenoffizier, meldet sich immer noch nicht.

Als es aber dann zehn, elf, Mitternacht wird, hält es Generaloberst Petrow nicht mehr aus. Er entschließt sich, einen Ordonnanzoffizier zu Cholostjakow zu schicken.

In diesem Augenblick schrillt eines der Telefone. Petrow selbst hebt ab, meldet sich. Am anderen Ende der Leitung ist der Gefechtsstand von Konteradmiral Cholostjakow. Sein Stabschef meldet: »Landungsflotte ausgelaufen.«

Petrow, übernervös und gereizt, bellt ins Telefon: »Warum erst so spät? Ihr habt die Auslaufzeit um fast vier Stunden überschritten. Was war los?«

»Auf dem Asowschen Meer herrscht Windstärke 5 bis 6, Genosse Generaloberst«, antwortete Cholostjakows Stabschef. »Wir hatten große Mühe, überhaupt aus dem Hafen zu kommen.«

Petrow knallt den Hörer auf die Gabel. Er ist bleich, gibt sich aber Mühe, wenigstens äußerlich ruhig zu erscheinen. Mit knappen Worten berichtet er Woroschilow und den anderen, im B-Stand Anwesenden, was eben gemeldet wurde. Worauf Woroschilow sagt: »Gehen wir hinaus, das möchte ich mir ansehen.«

Tatsächlich, ein böiger, sehr starker Wind tost über das Meer, faucht über die kahlen Klippen hinweg.

Kein Wunder also, wenn Generaloberst Petrow in Sorge ist. Er befürchtet, und das mit Recht, daß große Teile der Landungstruppe noch vor Erreichen des Küstenstreifens ins Wasser müssen, weil die winzigen Boote der Brandung nicht standhalten können. Das wäre aber mit Sicherheit das Ende der Operation.

Kurz vor Anbruch der Morgendämmerung ist die Spannung auf der Armee-B-Stelle kaum noch zu ertragen. Der Chef der Artillerie sieht Generaloberst Petrow fragend an. Der wiederum blickt zu Woroschilow hinüber. Dann schütteln beide den Kopf.

»Nein, noch zu früh. Wir müssen warten, bis die eigentliche Landung beginnt«, sagt Petrow mit gepreßter Stimme. »Unser Artillerieschlag muß gleichzeitig mit der Anlandung der Truppe stattfinden.«

Es ist genau 7.26 Uhr, am 10. Januar 1944, als im Gefechtsstand des 5. Korps der Feldfernsprecher auf dem Tisch des Kommandierenden Generals schrillt.

Almendinger und die Offiziere des Stabes sitzen gerade über den Karten. Der General nimmt den Hörer ab, richtet sich auf und bedeutet seinem Chef des Stabes, mitzuhören.

Der Ia (1. Generalstabsoffizier) der 73. ID ist in der Leitung.

»Starkes feindliches Artilleriefeuer auf allen Stellungen. Hauptraum Stadt Kertsch, Mitridat-Berg und südliche Küste. Feindliche Landungsflotte im Planquadrat 76c. Landungsoperation in diesem Raum denkbar.«

Wie ein Blitz schlägt diese Meldung ein. Ist das der Beginn der Krim-Offensive? Oder handelt es sich nur um eine vorbereitende Teiloperation? Das ist die Frage.

Der Stabschef schüttelt den Kopf. Oberst i. G. Hepp kann sich nicht vorstellen, daß die Sowjets um diese Jahreszeit angreifen.

»Das wagt Petrow nie«, sagte er und folgert daraus: »Herr General, die versuchen nur, den Kertsch-Brückenkopf zu erweitern.«

Kommandierender General und Stabschef besprechen noch das Für und Wider, da meldet sich über Telefon Generalmajor Reinhardt, Kommandeur der 98. ID. Auch er berichtet von massiertem Artilleriefeuer der Russen und anlandende Schiffe im Divisionsabschnitt. »Gefecht ist in vollem Gange«, berichtet er und hängt auf.

Es ist 7.36 Uhr. Fünf Minuten später, genau um 7.41 Uhr, schrillen auch im Hauptquartier der 17. Armee, in Simferopol, die Telefone. Der Chef des Stabes, Generalmajor Ritter von Xylander, ruft seine Offiziere ins Lagezimmer. »Meine Herren, ich glaube, die Russen versuchen, unseren Kertsch-Brückenkopf einzudrücken«, sagt er.

Der Ic (Feindlage- und Abwehroffizier) der Armee, Major i. G. (im Generalstab) Keitel, ein Sohn des Generalfeldmarschalls Keitel, blickt betreten in die Runde. Diese Meldung über ein maritimes Landemanöver der Russen trifft ihn als Armee-Abwehroffizier am meisten. Offenbar haben seine Ic-Dienste nicht in dem Maße funktioniert, wie es notwendig gewesen wäre, denn die sowjetische Teiloperation kommt für die deutsche Führung wie der Blitz aus heiterem Himmel.

Als Keitel glaubt, sich zu Wort melden zu müssen, winkt General von Xylander ab und wendet sich an Oberleutnant Glück, seinem ersten Ordonnanzoffizier: »Meldung an Heeresgruppe. Meldung an das Führerhauptquartier: ›Russische Landungsoperation bei Kertsch angelaufen!‹«

General Almendinger, anfänglich auch etwas skeptisch, zweifelt nun auch nicht mehr.

»Geben Sie Alarm Küste«, befiehlt er seinem Stabschef.

Das Stichwort für einen solchen Eventualfall ist damit ausgelöst.

Der Obergefreite Karl Behlau im Küstenkampfstand »Gneisenau« reibt sich die Augen. Er kann es nicht glauben, was er sieht: Kanonenboote, Kutter, Landungsfahrzeuge und ein mittlerer Zerstörer bewegen sich auf die Küste zu.

»Alarm! Alarm!«

Behlau schlägt gegen die Kartuschenhülse. Aus den Felsenbunkern stürzen die Bedienungsmannschaften der zwei Infanteriegeschütze und der 5-cm-Pak.

»Feindliche Landungstreitkräfte im Planquadrat sechs-neun-vier«, brüllt der Stützpunktführer, Leutnant Simion, in die Muschel des Fernsprechers. Von überall her hasten Soldaten, stülpen sich im Laufenden den Stahlhelm über den Kopf, schreien Unteroffiziere und Zugführer Befehle.

Drei mächtige Kanonenschläge. Der sowjetische Zerstörer hat backbord beigedreht und schießt eine Salve ab. Felsgestein

splittert. Querschläger zirpen über die Kanoniere und MG-Schützen im Küstenkampfstand hinweg.

Und wieder: Rums! Rums! Rums! Drei grelle Feuerblumen aus 10-cm-Geschützrohren. Erneut krachende Einschläge.

»Berta an alle – Berta an alle! Feuereröffnung bei sechshundert ... Ich wiederhole: Feuereröffnung bei sechshundert«, plärrt eine Stimme aus dem Kampfstandlautsprecher, der Erfindung eines einfallsreichen Abschnittskommandeurs, der sich sagte, daß ein Lautsprecher besser und wirkungsvoller sei als Gebrüll.

»Mensch, wer hätte das gedacht, daß die Iwans* mit Schiffen hier aufkreuzen«, sagt der Obergefreite Behlau von der 73. Infanteriedivision und klemmt sich hinter die Zieleinrichtung seiner 5-cm-Pak. Seine Hände betätigen den Richtmechanismus.

»Welches Ziel auf nehmen?« fragt er mechanisch seinen Geschützführer, ohne diesen anzusehen.

»Ziel: Zerstörer halbrechts!« kommt die Antwort.

»Ziel: Zerstörer! – Ziel aufgefaßt!«

»Geschütz feuert erst auf meinen Befehl«, sagt der Unteroffizier, den Hörer in der Hand, um Anweisungen entgegenzunehmen.

»Spreng- oder Panzergranaten?« fragt Karl Behlau.

»Panzergranaten.«

Aus dem Kampfstandlautsprecher dröhnt die Stimme des Abschnittskommandeurs: »An alle, an alle: Hier spricht der Abschnittskommandeur. Maschinengewehre und Granatwerfer nur auf Landungsboote. Schwere Pak fertigmachen zum Feuern!«

Rums! Rums! Rums! Diesmal ziehen die Landser erst gar nicht den Kopf ein. Dieser Zerstörer schießt zu miserabel, als daß es sich lohnt, in Deckung zu gehen. Man hat im Lauf der Zeit ein Gefühl dafür bekommen.

* Spitzname für Rotarmisten

Hinter dem ersten Pulk der Kanonenboote, Landungsfahrzeuge und dem Zerstörer kommen neue Schiffseinheiten heran: dicke, plumpe Dinger, vermutlich kleinere Transporter. Um sie herum Schnellboote, die mit knatternden Motoren ihre Schleifen ziehen und hochspritzende Gischtsstreifen hinter sich lassen.

Für eine wirksame Abwehr ist es nun bereits zu spät.

Die russische Brückenkopfartillerie, die sich bisher damit begnügte, die landwärtigen deutschen Stellungen zu beschießen, eröffnet nun das Feuer auf die Küstenkampfstände. Die Hölle beginnt. Schwere Feldartillerie, Raketenwerfer, Stalinorgeln*, überschütten das Hafengelände mit einem mörderischen Granathagel. Besonders übel spielen dabei rasch nach vorn gebrachte russische Selbstfahrlafetten den deutschen Verteidigern bei.

800 Geschütze hat Generaloberst Petrow eingesetzt. 800 Kanonen gegen 180 Geschütze auf deutscher Seite.

Es geht Schlag auf Schlag. Ein Höllenkonzert tobt, Grabensysteme werden eingeebnet, Stacheldrahtverhaue zerfetzt. Kommandostände und Baracken gehen in Flammen auf. Das östliche Hafenviertel brennt. Da es sich fast ausnahmslos um Holzhäuser handelt, greift die Feuersbrunst rasch um sich. Mauern stürzen zusammen. Fensterscheiben bersten. Über dem Hafen stehen mächtige Rauch- und Qualmwolken.

Fünf Minuten später. Die deutsche Artillerie erwidert das Feuer. Die Schallmeßtrupps haben die sowjetischen Batteriestellungen ausgemacht. Der artilleristische Gegenschlag läuft.

Unter der mächtigen Feuerglocke läuft aber auch das russische Landemanöver an. Die ersten russischen Schiffe nähern sich dem Hafen

Feldwebel Schnoor, vom Feuerstützpunkt VII, einem zementierten Kampfstand an der östlichen Hafenmole, ruft

* Raketen-Salvenwerfer

seinen Männern zu: »Achtung! Russisches Kanonenboot passiert Hafendurchfahrt!«

Bevor Schnoor einen Befehl geben kann, blitzt es auf dem Kanonenboot auf. Drei Abschüsse. Die Granaten fauchen heran, schlagen rechts vom Stützpunkt ins Hafenwasser. Die nächste Lage. Diesmal haben die russischen Marineartilleristen besser gezielt. Der Kampfstand wird von einem Hagel Gesteins- und Granatsplintern überschüttet.

Schnoor ahnt, was das Kanonenboot für eine Aufgabe zu erfüllen hat. Es soll mit seinem Feuer die äußeren deutschen Küstenkampfstände ausschalten, damit die Landungsflotte möglichst ungehindert in den Hafen einlaufen kann.

»An das Geschütz!« brüllt der Feldwebel der Pak-Bedienung zu. Richtschütze und Ladeschützen springen aus der Deckung.

»Geschütz feuerbereit«, hört Feldwebel Schnoor den Geschützführer, Unteroffizier Schirschbold, rufen.

»Feuer frei auf Kanonenboot!«.

Zu spät! Um Sekunden zu spät! Eine mächtige Explosion im Kampfstand. Splitter kreischen durch die Luft.

»Volltreffer!

Unteroffizier Schirschbold und seine Männer sind tot. Aber nicht nur sie sind das Opfer des Kanonenbootes geworden. An den gellenden Schreien ringsum erkennt Feldwebel Schnoor, daß es noch mehr Männer erwischt hat. Er jagt vom Boden hoch und rennt hinüber zum sMG^{*}-Stand. Das Gewehr ist schußbereit, der Gurt eingelegt. Der MG-Schütze aber, Obergefreiter Kracht, liegt tot in einer Blutlache.

Rums! Rums! Rums! Erneut bekommt der Kampfstand Treffer ab. Dieses verfluchte Kanonenboot!

Schnoor handelt rein mechanisch, als er die Stelle des toten sMG-Schützen einnimmt. Ziel aufgefaßt. Entfernung dreihundert.

Auf dem Vorderdeck des Kanonenbootes schleppen

* Schweres Maschinengewehr

Kanoniere Granaten herbei. Neben dem Buggeschütz kann Schnoor einen Offizier erkennen, der Befehle brüllt, die Leute antreibt.

Der Feldwebel drückt den Abzug. Dauerfeuer! Die Leuchtspurgarben züngeln über das Vorderdeck, erfassen vier Mann. Schnoor schießt, bis der Gurt leer ist ...

Zum Einführen eines neuen kommt der Kommandant des Feuerstützpunktes VII nicht mehr. Auf dem Kanonenboot haben sie den gefährlichen MG-Schützen im Küstenkampfstand ausgemacht. Zwei Schüsse, genau gezielt, genügen, um den letzten Widerstand im deutschen Feuernest zu brechen. Feldwebel Schnoors vorläufig letzte Wahrnehmung ist ein riesiger Feuerblitz, dann sinkt er schwerverwundet zu Boden...

Zur gleichen Zeit meldet der Kommandant des sowjetischen Kanonenbootes »Pawlik Morosow« dem Einsatzkommandeur der Landungsflottille, Kapitän Orlow:

»Widerstand Ostmole gebrochen. Es kann angelandet werden.«

Der Kommandant des Kanonenbootes ist fest überzeugt, daß sich im deutschen Kampfstand kein Leben mehr rührt.

Er irrt sich. Im deutschen Stützpunkt gibt es noch einen Überlebenden: den Stabsgefreiten Eddi Lutter. Er hatte den mörderischen Artilleriebeschuß als einziger überlebt. Als einziger ... nur Tote liegen ringsherum.

Als Lutter vorsichtig den Kopf aus der Deckung nimmt und zur Hafeneinfahrt hinüberspäht, beobachtet er, wie das Kanonenboot backbord beidreht, die Einfahrt zum Hafen von Kertsch freigibt*.

Eine Landefähre tuckert heran. Darauf, Mann an Mann, Rotarmisten. Vierzig, fünfzig, siebzig oder noch mehr.

Was jetzt? Hinaus kann Lutter nicht mehr. Die Russen auf dem Kanonenboot würden ihn sehen. Also? Sich totstellen? Einfach alles auf sich zukommen lassen?

* Rekonstruktion des wahrscheinlichen Geschehnisablaufs.

Da mochte des Stabsgefreiten Blick auf die zerfetzten Körper seiner Kameraden gefallen sein. Dieser Anblick erschreckte ihn zwar sicherlich nach wie vor, gleichzeitig aber überkam ihn wohl Wut und Zorn. Ich werde mich nicht abschlagen lassen, könnte er sich gesagt haben, und ich werde auch nicht die Hände heben und mich ergeben ...

Sein Blick hetzt durch die Trümmer. Da liegen zwei Maschinenpistolen im Schutt. Geladen. Lutter kriecht hin, nimmt die beiden MPi an sich. Dann sucht er sich eine günstige Feuerstellung und wartet...

Die erste Gruppe sowjetischer Marineinfanteristen geht von Bord der Fähre, springt ins Wasser, das an dieser Stelle noch brusttief ist.

Ein hochgewachsener Offizier treibt die Männer an.

»Dawai! Dawai! – Vorwärts! Vorwärts!«

Es ist Oberleutnant S.M. Bokow, der mit einem vierzig Mann starken Stoßtrupp durch das eiskalte und verschmutzte Hafenwasser wadet.

Kaum haben die Marineinfanteristen einige Meter zurückgelegt, wobei sie hart gegen die starke Brandung anzukämpfen haben, prasselt ihnen aus dem zerstörten deutschen Kampfstand MPi-Feuer entgegen. Verwundete schreien gellend, die See färbt sich vom Blut der Verwundeten und tödlich Getroffenen.

Zum Teufel! Das ist doch nicht möglich!

Die Feuerstöße einer einzigen deutschen MPi richten bei den angelandeten russischen Marineinfanteristen tatsächlich eine solche Verwirrung an, daß kostbare Zeit verstrich.

Innerhalb kürzester Zeit fallen elf Marineinfanteristen im Kugelhagel des Stabsgefreiten Lutter.

Bokow bemerkt mit Entsetzen, wie noch mehr seiner Männer tödlich getroffen oder verwundet werden. Um ihn herum erhebt sich das Geschrei der Verwundeten, ertönen die schrillen Kommandorufe der Gruppenführer, die ihre Männer

antreiben. Aber im brusttiefen Wasser ist ein schnelleres Vorwärtskommen nicht möglich, noch dazu der Hafenuntergrund schlammig und rutschig ist.

In seiner Not greift der sowjetische Oberleutnant zur Leuchtpistole, knallt einen Doppelschuß Rot in den diesigen Winterhimmel. Er schießt die Leuchtkugel in Richtung des deutschen Kampfstandes, um das Kanonenboot auf den dortigen Widerstand aufmerksam zu machen. Aber das Boot dreht gerade backbord bei und rauscht zum Verband zurück.

Inzwischen haben einige Marineinfanteristen in ihrer Verzweiflung versucht, den deutschen MPi-Schützen unter Feuer zu nehmen.

Oberleutnant Bokow, von der Aussichtslosigkeit dieses Unterfangens überzeugt, brüllt ihnen zu: »Nicht schießen! Weitergehen! Weitergehen!«

Es sind noch 60 Meter bis zur Mole. Sechzig entsetzlich lange Meter, und das Waten im Wasser wird immer kraftraubender.

Je näher die Marineinfanteristen aber dem Ufer kommen, um so bessere Ziele bieten sie dem Stabsgefreiten Lutter, weil der Meeresboden zur Mole hin stetig ansteigt.

Von der Landefähre springt die zweite Welle ins Wasser. Aber angesichts des Widerstandes auf der Mole wagen es die Rotarmisten nicht, dem Stoßtrupp des Oberleutnants Bokow zu folgen.

Neben Bokow taucht jetzt keuchend Corporal Borsenko, der Führer des Flammenwerfertrupps, auf.

»Können Sie nicht mit Ihrem Gerät dazwischenhalten?« ruft Bokow dem Corporal zu.

Eine überflüssige Frage. Natürlich kann Borsenko unter den gegebenen Umständen ebensowenig eingreifen, wie die Marineinfanteristen einen gezielten Schuß abgeben können.

In diesem kritischen Moment muß der Stabsgefreite das

Feuer einstellen. Er hat sich offenbar verschossen*. Wo aber welche hernehmen? Im Kampfstand ist keine gelagert. Also muß er sich Munition von den gefallenen Kameraden besorgen.

Als er wieder den Kampf aufnimmt, ist die erste Gruppe, der sowjetischen Marineinfanteristen an Land. Lutter nimmt sie unter Beschuß, kann es aber nicht verhindern, daß zwei Rotarmisten sich seinem Standort bis auf zehn Meter nähern. Das ist sein Verhängnis. Handgranaten wirbeln durch die Luft... zwei, drei vier Detonationen.

Lutter kann seine Stellung nicht mehr halten. Fast blind von der ätzenden Sprengwolke, stolpert er aus den Trümmern hervor ...

Der Mann mit dem Flammenwerfer hatte den Deutschen schon erwartet. Der Flammenstrahl fauchte aus dem Rohr. Lutter brannte wie ein Stück Zelluloid.

Gespürt hat er mit Sicherheit davon nichts, er mußte auf der Stelle tot gewesen sein.

Der Kampfstand wird von den sowjetischen Marineinfanteristen genommen. Fünf Minuten später aber setzt der deutsche Gegenstoß ein. Eine Stunde lang verteidigt Oberleutnant Bokow mit dem Rest seiner Männer den deutschen Feuerstützpunkt VII, dann muß er sich zurückziehen. Nur sechs Mann erreichen das Landungsboot. Schwimmend, am Ende ihrer Kräfte. Als letzter wird Oberleutnant Bokow an Bord gezogen.

Der erste Versuch der Sowjets, im Hafen von Kertsch Fuß zu fassen, ist gescheitert; und dies nicht zuletzt am tapferen Widerstand eines einzelnen Mannes.

*

Zu dieser Zeit sind auch anderswo die Landeoperationen in vollem Gange. So blickt der Abschnittskommandeur des

* Keine Munition mehr.

südlichen Küstenbereichs F, Hauptmann Ryser, kopfschüttelnd von seinem vorgeschobenen Gefechtsstand aus auf die Schiffe, die Landefähren, auf denen sich die Soldaten drängen.

»Sperrfeuer! Wir müssen Sperrfeuer anfordern«, wendet sich der Hauptmann an seinen Ordonnanzoffizier, Leutnant Bronski. Er greift zum Feldfernsprecher, dreht an der Kurbel. Die Leitung ist tot.

Mit einem Fluch wirft der Hauptmann den Hörer auf die Gabel. »Einen Melder zur 15-cm-Batterie«, befiehlt er. »Sie sollen Sperrfeuer auf Z-X legen. Und zwar so lange, bis ich den Befehl widerrufe.«

Der Leutnant flitzt aus dem Bunker, holt einen Melder.

Hauptmann Ryser beobachtet währenddessen durch den Bunkerschlitze die bedrohte Küstenstelle, wo die Sowjets zu landen gedenken. Es gibt dort vier MG-Bunker und, etwas nach hinten abgesetzt, auf einem Felsplateau, eine 8,8-cm-Flakstellung. Zumindest die Flak müßte längst das Feuer eröffnet haben. Sie ist an keinen genauen Feuerbefehl gebunden.

Aber im Verteidigungsabschnitt »Caesar« schießen, soviel zu hören und zu beobachten ist, nur zwei Maschinengewehre. Stockend, unregelmäßig. Dann schweigen auch sie.

»Mein Gott, war das alles?« wendet sich Hauptmann Ryser verdutzt an Leutnant Bronski. »Verstehen Sie das?«

Der Leutnant zuckt die Schultern. »Ich kann mir das nur so erklären, daß die Bunker-MG und die Flak durch das russische Artilleriesfeuer etwas abbekommen haben, Herr Hauptmann.«

Genauso ist es. In den zertrümmerten Bunkern gibt es mehr Tote als Lebendige. Und die Mehrzahl der Waffen ist nicht mehr zu gebrauchen. Die MG aber, die noch einsatzbereit sind, haben keine Munition.

Die Minuten verstreichen, und es geschieht nichts. Mittlerweile haben sich die Kutter und Landungsschiffe der Südküste von Kertsch bis auf etwa zweihundert Meter

genähert. Sie sind trotz diesiger Sicht gut zu erkennen.

»Verdammt!« Hauptmann Ryser zeigt mit dem Kopf seewärts. Er zieht den Ordonnanzoffizier zum Bunkerschlitze.

»Schauen Sie sich das an, Bronski! Sie schicken Pionierkommandos voraus.«

Zwei Landefähren lassen Schlauchboote ins Wasser. Rotarmisten klettern an Strickleitern in die Boote.

Hauptmann Rysers Lippen werden schmal. Die Situation spitzt sich zu. Es wird ihm nichts anderes übrigbleiben, als mit seinem Reservezug einen Gegenstoß zu machen. Die Sowjets dürfen den schmalen Uferstreifen nicht betreten, denn dann sind sie aus dem Schußfeld der Küstenstellungen.

Dieselben Überlegungen stellt auch Feldwebel Politz vom Küstenkampfstand »Moritz« an. Der Stützpunkt hatte den sowjetischen Artilleriefeuerschlag verhältnismäßig glimpflich überstanden. Zwar hat der Bunker mehrere Treffer erhalten, es hatte auch drei Verwundete gegeben, aber die zwei MG und die 3,7-cm-Pak sind noch einsatzfähig.

Politz hatte eben noch mit dem Regimentsgefechtsstand telefoniert und die Meldung durchgegeben: »Landungstruppen gehen von Bord der Schiffe.«

Jetzt starrt er wie gebannt auf die unruhige See hinunter. Das kann doch nicht möglich sein! Vier Schlauchboote fahren nur zirka siebzig Meter küstenwärts, dann springen die Rotarmisten ins Wasser.

Unteroffizier Rotten, der Geschützfürer der 3,7-cm-Pak, beißt sich auf die Lippen, blickt den Feldwebel an. »Willst du noch warten?« knurrt er.

Politz nickt. »Ja. Wir eröffnen das Feuer erst, wenn sie kurz vor der Küste sind.«

Anders ist die Lage im Abschnitt von Hauptmann Ryser. Er kann praktisch nicht abwarten. Er muß schießen, weil der Uferstreifen zwar auch schmal ist, die Landungstruppen aber

rasch Deckung erreichen können. Und da in Rysers Abschnitt die Küste nicht so steil ist wie anderswo, könnten die Rotarmisten ziemlich mühelos die Küstenhänge hinaufklettern.

Der Reservezug steht einsatzbereit. Angeführt von Leutnant Erwin Möller warten die Männer auf den Eingreifbefehl.

Da kommt im letzten Moment der Melder zurück, den Ryser zur 15-cm-Batterie geschickt hatte. Er bringt einen VB (Vorgeschobenen Beobachter) und zwei Funker mit.

Der VB, ein Oberwachtmeister, erklärt Hauptmann Ryser rasch den Grund, warum die Batterie bisher nicht in den Kampf eingegriffen hatte: Der planmäßige VB der Batterie ist gefallen. Sein B-Stand wurde von einer Granate zerstört. Die Batterie hatte es erst vor wenigen Minuten erfahren.

Nun sitzt der Oberwachtmeister am Funksprechgerät auf der B-Stelle Rysers und gibt an den Batterieoffizier in der Feuerstellung seine Anweisungen durch. Dann fügt er hinzu: »Feuerbefehl abwarten!«

Kurz darauf ist es soweit. Die russischen Marineinfanteristen haben auch an diesem Angriffsabschnitt knietiefes Wasser erreicht.

»Feuer!« ruft der Oberwachtmeister in den Hörer des Funksprechgeräts.

»Feuer!« ruft in diesem Augenblick auch Feldwebel Politz Unteroffizier Rotten, dem Geschützführer der 3,7-cm-Pak, zu.

Das Feuerkommando gilt auch für die beiden MG-Schützen Schneider und Kerkowski.

Die MG rattern, die Pak schießt ebenfalls.

Knapp vor dem russischen Pionierkommando liegen die Einschläge im Wasser, dann fassen die MG-Garben die erste Reihe der heranwatenden Rotarmisten. Links feuern jetzt auch die MG anderer Küstenstützpunkte. Das Ploppen eigener Granatwerfer ist ebenfalls zu hören. Pfeifend kommen die Granaten der 15-cm-Kanonenbatterie herüber und legen Sperrfeuer auf den Küstenstreifen.

Mehr Glück als die an der Südküste anlandenden Seelandetruppen hat Gardeoberstleutnant Glawazki mit seinem 166. Gardeschützenregiment und dem ihm unterstellten 143. Selbständigen Marineinfanteriebataillon.

Es ist jener Abschnitt, in dem das I. Bataillon Infanterieregiment 105 der 10. rumänischen Division in Stellung liegt.

350 Mann kann Oberstleutnant Glawazki anlanden. Trotz Steilküste, trotz heftiger Brandung, und ohne Feindeinwirkung.

Mit Steigleitern wird die Steilküste bezwungen.

Alles andere spielt sich in Minutenschnelle ab. Vier der insgesamt sechs äußeren Küsten-MG-Stände werden überrumpelt, ohne einen Schuß. Aber kein Rumäne kommt dabei zu Schaden, denn die MG-Stände sind nicht besetzt. Warum? Das wird immer ein Geheimnis bleiben.

Für die Russen ist das ein ungeahnter Glücksfall. Ohne einen einzigen Mann zu verlieren, steht der sowjetische Oberstleutnant auf Festland.

Glawazki benötigt nur ein paar Minuten, um seine Männer zu sammeln, neu zu formieren. Die kleine russische Streitmacht steht vor einer rumänischen Bunkerlinie, die den Zugang zur sogenannten »Artilleriehöhe« sperrt.

In der russischen Tarnsprache auch »Papageienschnabel« genannt, ist die Höhe von größter strategischer Bedeutung, weil von dort aus die Deutschen weithin, sowohl nach Osten als auch nach Westen, das Gelände beherrschen.

Auf dem »Papageienschnabel« liegen außerdem tödliche Artilleriefeuerstellungen der Deutschen. Sie müssen ausgeschaltet werden – »sind zu nehmen«, wie es in der Kommandosprache heißt.

Das zu überwindende Gelände ist tückisch, voller natürlicher Hindernisse wie Erdspalten, kleineren Schluchten, Geröllhalden, nacktem, deckungslosem Fels.

Mitten darin die Bunker. Verdrahtet, vielleicht sogar vermint. Oberstleutnant Glawazkis Streitmacht liegt hinter einer Geröllhalde in Deckung. Nun ist guter Rat teuer.

Glawazki, »Held der Sowjetunion« und gewiß ein furchtloser Krieger, ist sich nicht schlüssig, was er unternehmen soll.

Noch während der sowjetische Oberstleutnant um einen Entschluß ringt, tutet das Funkgerät seines Adjutanten.

»Wer ist dran? Etwa der Armeeoberbefehlshaber?« fragt Glawazki, der es Petrow durchaus zutraut, daß er sich persönlich in die Operationen einmischt.

»Nein, es ist nicht der Oberbefehlshaber«, antwortet der Adjutant, »es ist nur die Meldung, daß die zweite und dritte Landungsgruppe eben die Küste erreicht haben. Sie werden in zirka dreißig Minuten hier sein.«

Diese Meldung gibt den Ausschlag. Glawazki kann es sich nicht leisten, eine Massierung seiner Truppen zu riskieren. Dazu ist die deutsche Artillerie zu stark, die voraussichtliche Feuerdichte zu groß.

»Wir greifen an!« entscheidet der sowjetische Oberstleutnant.

*

Alle drei von der 17. Armee erstellten Studien bezüglich eines sowjetischen Großangriffes auf die Krim gingen von der Annahme aus, daß der Gegner vermutlich von drei Seiten angreifen werde: mit starken Panzerkräften, motorisierter Infanterie und massiver Fliegerunterstützung.

Niemand war so töricht, zu glauben, die 17. Armee könnte mit ihren verhältnismäßig schwachen Kräften die Halbinsel erfolgreich verteidigen. Ein Rückzug war unvermeidbar und lag auch im Interesse aller Korps- und Divisionskommandeure. Ein zweites Stalingrad mußte unter allen Umständen verhindert

werden.

Die Frage war nur: Wie kann verhindert werden, daß der Rückzug zur Panik ausartet, die Sowjets mit ihren Panzern einfach von Norden nach Südwesten (Sewastopol) durchstoßen und die Kertsch-Divisionen abschneiden. Hätte die 17. Armee nur eine einzige kampfkraftige Panzerdivision gehabt, alles hätte anders ausgesehen. Aber sie hatte keine.

Generaloberst Jaenecke hat nur eine Alternative: massierten Artillerieeinsatz! Was man mit konsequenter Artilleriemassierung alles erreichen kann, hatten die Sowjets in zwei Jahren Verteidigungskrieg bewiesen.

Von diesen Überlegungen ausgehend, hat die Armee überall dort alle verfügbare Artillerie zusammengezogen, wo die voraussichtlichen Angriffsschwerpunkte der Russen liegen werden.

Einer dieser Schwerpunkte ist zweifellos die Kertsch. Das östliche Einfallstor zur Krim muß also mit Artillerie abgeriegelt werden.

Jede verfügbare Kanone, die andernorts entbehrt werden kann, wird also zur Halbinsel Kertsch geschickt. Ein gewaltiger Artillerieriegel entsteht, ein ausgeklügeltes, überlappendes Feuersystem wird ausgetüftelt. Nicht die Anzahl der Geschütze soll den Ausschlag geben, sondern das Einsatzsystem.

Die massierte Artillerie ist die eine der letzten Trumpfkarten in der Hand der 17. Armee. Die andere heißt: Sturmgeschütze. Die Sturmartillerie soll, wie schon so oft, die fehlenden Panzer ersetzen. Eine Brigade für den Norden, eine für den Osten: Perekop und Kertsch, Drehscheiben der deutschen Verteidigung.

Ob allerdings zwei Sturmgeschützbrigaden ausreichen werden, die sowjetischen Panzer zu stoppen, weiß niemand. Jeder hofft es aber.

10.1.1944, 9.55 Uhr.

Die Landegruppe des Oberstleutnant Glawazki ist zum Angriff angetreten. Etwas mehr als 400 Mann wirft der sowjetische Kommandeur ins Gefecht. Er hätte zweifellos Artillerieunterstützung erhalten können, verzichtete aber darauf, weil er immer noch der Meinung war, das Überraschungsmoment auf seiner Seite zu haben.

Wie sich jetzt herausstellt, ist das ein Irrtum. Längst sind die leichten und schweren Batterien auf der Höhe alarmiert, die Geschützbedienungen feuerbereit.

Alarmiert und voll abwehrbereit sind auch die Bunkerstellungen des I. Bataillons/Infanterieregiment 105 der 10. rumänischen Division.

Als Glawazkis erste Angriffswelle das Bunkervorfeld betritt, schlägt ihr MG-, Pak- und Granatwerferfeuer entgegen. Die gelandeten Gardisten und Marineinfanteristen haben plötzlich nicht mehr den Sieg, sondern den Tod vor den Augen. Genau liegendes Feuer prasselt ihnen entgegen. Sie kommen nicht mehr vorwärts, nicht zurück, dann gehen sie resignierend in Deckung.

Aber auch das rettet sie nicht vor der Vernichtung. Jetzt eröffnet die deutsche Artillerie das Feuer. Lage um Lage donnert heran.

In dieser kritischen Situation beweist der Sowjetoberstleutnant, daß er nicht umsonst den Titel »Held der Sowjetunion« trägt. Mitten im krachenden Inferno steht er auf und brüllt nach rechts und links: »Wollt ihr hier liegenbleiben und euch abschießen lassen? Soll ich allein angreifen?«

Ein blutjunger Sergeant neben ihm springt auf, in der Hand eine Sprengladung. Er rennt geduckt, und das rasende Feuer mißachtend, auf den Drahtverhau vor einem der Bunker zu. Die Ladung reißt eine Lücke.

»Los, vorwärts, dawai!« ruft Oberstleutnant Glawazki. Und sie springen aus der Deckung auf, rennen los, greifen die rumänische Bunkerlinie an.

Das Beispiel ihres Kommandeurs und das des jungen Sergeant reißt sie mit. Auf dem Bauch liegend, räumen sie zwischen zwei Bunkern eine Minengasse. Sturmgruppen hetzen hindurch. Und die rumänischen Bunker-MG schießen, was die Läufe hergeben. Wer fällt, bleibt liegen. Und es fallen allein von der Spitzenkompanie 36 Mann.

Auch die Verwundeten bleiben liegen. Die Sanitäter haben keine Chance, sich um sie zu kümmern. Die Nachfolgenden steigen einfach über die Verwundeten hinweg, denn wer will schon vom geräumten Weg abkommen? So kriechen, taumeln, stürzen und rennen die Rotarmisten auf die feuerspeienden Bunker zu. Zwei der insgesamt sieben Kampfstände werden durch Sprengladungen ausgeschaltet. Die anderen leisten fanatischen Widerstand. Mit Handgranatenwürfen erwehren sich die Rumänen ihrer Angreifer.

Der rumänische Abschnittskommandeur, ein Major, verteidigt seinen Gefechtsstand in einem halbstündigen Nahkampf. Um 10.58 Uhr kommt seine letzte Meldung bei der 73. deutschen Infanteriedivision an:

»Russen stehen auf dem Dach meines Bunkers.«

Danach nichts mehr.

*

General von Büнау, Kommandeur der 73. ID, sitzt in seinem Gefechtsstand und wartet voller Ungeduld auf die eintreffenden Meldungen von der Landungsfront. Aber die Nachrichten treffen nur spärlich ein. Und Melder kommen infolge des immer noch anhaltenden russischen Artilleriefeuers auch nicht durch.

Da klingelt plötzlich das Telefon. General von Büнау reißt

den Hörer von der Gabel, meldet sich. Und dann hören alle, die im Gefechtsstand sind, die hastig aus der Muschel kommenden Worte, die vorn an der Südküste von Kertsch gesprochen werden. Es ist Oberst Tatanescu, Kommandeur des 105. rumänischen Infanterieregiments.

»Herr General«, sagt der rumänische Oberst in gebrochenem Deutsch, »Herr General, russische Landungstruppen haben die Bunkerlinie des I. Bataillons durchbrochen. Teile der Russen sitzen schon auf der Kleinen Höhe. Mein Bunker ist von Russen eingekreist. Man fordert mich zur Übergabe auf. Ich habe kein Mittel, den Feind zu bekämpfen, keine Verbindung mehr zur Truppe. Was soll ich tun?«

General von Büнау wischt sich den Schweiß von der Stirn, schluckt. Dann sagt er betont ruhig, fast feierlich: »Herr Oberst, ich kann Ihnen in dieser Situation keine Befehle mehr geben. Handeln Sie nach eigenem Ermessen.«

Und fügt dann leise hinzu: »Viel Glück, Herr Oberst.«

Dann legt er auf.

Etwa gegen 11.25 Uhr legt Oberst i. G. Hepp seinem Kommandierenden General Almendinger die ersten Berichte vor, die von den drei Angriffsabschnitten eingelaufen sind.

Der Kommandierende erstellt daraus seine Meldung für die 17. Armee. Er läßt keinen Zweifel darüber aufkommen, wie ernst die Lage ist. Vor allem die an der Südküste nennt er sehr ernst, wogegen er für den Mittelabschnitt, also die eigentliche Kertsch-Landfront, die Sätze schreiben läßt:

»In diesem Abschnitt kommt der Russe kaum voran und hat hohe Verluste.«

Vom Kampfabschnitt Kertsch-Stadt meldet er: »An Hafenmole nur Teilkräfte des Gegners gelandet. Eigener Gegenstoß im Anlaufen.«

So wie beim V. deutschen Korps die ersten Lagemeldungen eingehen, flattern auch bei dem russischen Generalobersten Petrow die ersten Lage- und Gefechtsberichte auf den Tisch, Sie sind zum Teil diffus, unklar in der Aussage, umschrieben.

Generaloberst Petrow schlägt wütend mit der Faust auf den Bunkertisch. »Was soll das nun heißen?« brüllt er, die Beherrschung verlierend. »Sind sie nun angelandet oder nicht? Ich will Tatsachen hören, keine Gefechtsreportagen.«

Generalmajor Bajukow, Petrows Stabschef, versucht den Oberbefehlshaber zu beruhigen. »Warten wir noch ein paar Stunden, dann klärt sich die Lage von selbst.«

Die Lage klärt sich tatsächlich – allerdings zu ungunsten der sowjetischen Operation. Alles deutet darauf hin, daß sich der so hoffnungsvoll geplante und begonnene Angriff auf den deutschen Kertsch-Brückenkopf nur schleppend entwickelt.

Die Generale Solomko und Melnik werden beratend hinzugezogen. Was kann getan werden, um die Operation wieder in Gang zu bringen? »Sollen wir die zweite Linie ins Gefecht werfen?« fragt Petrow seine Stabsgehilfen.

Als Antwort sieht er verneinendes Kopfschütteln. »Noch zu früh«, meint General Melnik. Und Solomko gibt zu bedenken: »Solange die deutsche Artillerie das Gefechtsfeld beherrscht, Genosse Oberbefehlshaber, wäre es Wahnsinn, an den Landstellen eine Kräftermassierung zu riskieren.«

Die Stimmung im Befehlsstand des Oberkommandierenden der Selbständigen Küstenarmee sinkt auf den Tiefpunkt. Es wird in Erwägung gezogen, die Luftwaffe einzusetzen. Sie soll die deutschen Artilleriestellungen bomben.

Petrow telefoniert mit dem Befehlshaber der 4. Luftarmee, General Werschinin. Und gerät noch mehr in Wut. Alle frontnahen Flugplätze melden meterhohe Schneeverwehungen. »Auf keiner Piste kann, jedenfalls zur Stunde nicht, gestartet

werden«, meldet General Werschinin.

»Wann frühestens?«

»Frühestens in vier bis fünf Stunden.«

»Dann wird es dunkel. Dann brauchen wir keine Bomber mehr«, sagt Petrow ärgerlich und legt auf.

Die einzige Alternative, die noch bleibt, sind konzentrierte Artilleriefeuerschläge auf jene Räume, wo sich ein Erfolg des Angriffs abzuzeichnen beginnt. Das wäre die Südküste. Aber ausgerechnet dort sind die deutschen und russischen Positionen so verzahnt, daß ein Artillerieeinsatz schwere Risiken in sich trägt.

Inzwischen ist die Meldung der Landegruppe Glawazki eingetroffen, derzufolge ein Bataillon zwei deutsche Flak-Batterien erobert haben soll. Angeblich wurden auch Gefangene gemacht und zahlreiche Infanteriewaffen bei den Rumänen erbeutet. Abschließend meldet Oberstleutnant Glawazki: »Höhenzüge ›Papageienschnabel‹ im wesentlichen in unserer Hand.«

»Im wesentlichen, im wesentlichen, was heißt das?« erregt sich Petrow. »Im wesentlichen kann ich nicht auf die Karte eintragen.«

*

Die Lage an der Ost- und Westmole des Hafens von Kertsch ist trotz des anfänglichen Abwehrerfolges immer noch brisant. Russische Kanonenboote haben Nebel abgelassen, in dessen Schutz mehrere Landefähren in die Hafenenge einlaufen.

Granatwerfer und Pak nehmen inzwischen die deutschen Stützpunkte unter Beschuß. Die Kanonenboote halten mit ihren 10-cm-Geschützen dazwischen. Aber der Nebel, der den Landetruppen zugute kommt, behindert andererseits die Kanoniere und Schützen beim Zielen. So wird das Feuer immer ungenauer. Auch das der deutschen Verteidiger. Man schießt

ziemlich planlos und aufs Geratewohl.

Der abgeblasene Nebel paßt vor allem der 10-cm-Batterie des Oberleutnants Egenolf nicht. Die Heeresküstenbatterie steht mit ihren vier Geschützen auf einem kleinen, baum- und strauchlosen Hügel südwestlich der Fischfabrik. Sie kann mit ihrem Feuer Hafen und Hafeneinfahrt mühelos bestreichen und hat dies auch während der letzten 45 Minuten getan. Mit Erfolg. Ihrem Feuer war es zu verdanken, daß nicht noch mehr Landungsschiffe ihre Fracht ausladen konnten.

*

Die russischen Marineinfanteristen fluchten, der sowjetische Regimentskommandeur, Oberst Lewitan, befahl:

»Die Batterie muß weg!«

Er setzte einen Stoßtrupp an. Vergebens. Der Stoßtrupp blieb im Feuer von zwei Bunker-MG liegen, wurde fast aufgerieben. Und die verdamnte Batterie schoß weiter.

Da griff Generalleutnant Rogow, Stellvertretender Volkskommissar der Seekriegsflotte, ein. Er beorderte den Zerstörer »Irkutsk« und drei Torpedoboote vor die Hafeneinfahrt. »Schickt diese deutsche Batterie in die Hölle!« befahl er dem Kommandanten des Zerstörers.

*

Was dann passierte, wird der Leitstandoffizier der Kanonenbatterie des Oberleutnants Egenolf nicht so schnell vergessen.

Als gegen 12.45 Uhr aus der Nebelbrühe die Konturen eines russischen Zerstörers vor der Hafeneinfahrt auftauchten, griff er zum Telefon und meldete dem Küstenartillerieführer: »Vor dem Hafen sind Kanonenboote und ein Zerstörer aufgetaucht. Frage: Sollen wir Feuer eröffnen?«

Nach einer kurzen Pause war die Antwort gekommen: »Ja. Eröffnen Sie das Feuer.«

Punkt 12.50 Uhr begann die Batterie zu schießen. Zum Glück war zu dieser Zeit die Sicht gut. Das war wichtig, denn die Batterie hat weder Funkmeß- noch ein anderes modernes Feuerleitgerät. Sie muß mit der Grabenschere schießen, das heißt, mit einem auseinanderklappbaren Fernrohr mit Gradeinteilung. Zusätzlich besitzt die Batterie noch ein »handgestricktes« EA-Meßgerät, eine Entfernungsuhr mit Aufschlagmessung.

Oberleutnant Egenolf gab an alle Geschütze durch: »Feuer frei!«

Der sowjetische Zerstörer erwiderte sofort den Beschuß, dann feuerten auch die Kanonenboote, wobei Zerstörer und Kanonenboote fast die ganze Hafeneinfahrt blockieren.

Jetzt zeigt die Uhr 12.55. Das Zerstörer- und Kanonenboot-Feuer liegt deckend im Batteriebereich. Alle 40 Sekunden blitzt auf den Schiffen ein Geschütz auf, orgelt eine Granate zur deutschen Artilleriestellung herüber.

Bisher ist dem Zerstörer aber noch kein Volltreffer gelungen. Dafür schießen die Geschütze von Oberleutnant Egenolf um so genauer.

»Volltreffer zwischen Schornstein und Kommandobrücke«, ruft Leutnant Keyser, der Batterieoffizier.

Der Zerstörer zeigt Wirkung. Er qualmt. Durch das Fernglas kann Oberleutnant Egenolf erkennen, wie die Schiffsbesatzung aufgeregt auf Deck hin und her rennt, Wasserschläuche ausgelegt werden, um den Brand zu bekämpfen.

»Feuer!« Die dritte Lage orgelt hinüber, schlägt ein. Und wieder ist es ein Volltreffer. Diesmal am Heck des Zerstörers. Erleichterung bei den deutschen Kanonieren, Panik auf dem Zerstörer. Er dreht ab, nebelt sich ein. Als der Nebel sich verzogen hat, ist die Hafeneinfahrt von Kertsch leer. Zerstörer und Kanonenboote haben das Weite gesucht.

Die verständliche Begeisterung der deutschen Kanoniere erhält aber bald einen Dämpfer. Eine sowjetische 21-cm-Batterie schießt sich auf die deutsche ein.

Zuerst schenken Oberleutnant Egenolf und seine Kanoniere dem Beschuß keine Aufmerksamkeit. Aber dann wird es ernst. Das erste Geschütz der Batterie fällt durch einen schweren Treffer aus. Und wenige Minuten später erwischt es das dritte Geschütz. Volltreffer! Zwei Tote, drei Verwundete.

Das ist eine böse Geschichte, wobei Oberleutnant Egenolf telefonisch auch noch den Befehl erhält, eine russische Infanterieansammlung im Planquadrat 56a – das ist ein Schuppen- und Lagerhallenviertel an der Ostmole – unter Feuer zu nehmen.

Noch während Oberleutnant Egenolf mit seinem Batterieoffizier den Zielwechsel bespricht, die neuen Werte errechnet werden, die sowjetische 21-cm-Batterie das Feuer eingestellt hat, trifft die Batterie neues Unheil.

Flugzeuge nähern sich, von der Straße von Kertsch kommend, der Batteriestellung.

»Fliegeralarm!«

Oberleutnant Egenolf und sein Batterieoffizier verschwinden in einem Deckungsgraben, Als sie dann hochblicken, sehen sie, wie sich zwei Il-2-Schlachtflugzeuge aus 200 Meter Höhe auf die Batterie herabstürzen.

Von den Tragflächen lösen sich längliche Körper, gehen in freiem Fall nieder und mischen ihr durchdringendes Pfeifen in das Motorengeräusch.

Im nächsten Moment braust ein schwarzer Orkan aus Qualm und Rauch über die Batteriestellung hinweg. Eine unvorstellbare Hitzewelle schlägt über die Gräben und Wälle der Feuerstellung, die Deckungslöcher wanken. Als alles vorbei ist und die Il-2 wieder abgeflogen sind, kriechen die Kanoniere mit grauen Gesichtern aus ihren Deckungen. Glücklicherweise ist der Schaden nicht groß. Es hat weder Tote

noch Verwundete gegeben, auch die beiden restlichen Geschütze sind nicht beschädigt worden.

Gerade als Oberleutnant Egenolf wieder Ordnung und Ruhe im Batteriebereich herstellen will, schrillt im Bunkergefechtsstand das Telefon. Ein Wunder! Die Leitung ist trotz schwersten Beschusses und der Bombardierung noch intakt.

Egenolf stürzt in seinen Gefechtsstand, nimmt den Hörer ab. In der Leitung ist Hauptmann Spratt von der Nachbarbatterie, die mehr südwestlich, also zur Küste zu, Stellung bezogen hat.

»Die Russen sind bei mir durch«, berichtet Hauptmann Spratt hastig. »Es handelt sich um Infanterie. Schätzungsweise in Kompaniestärke. Sie haben die Richtung zu Ihnen genommen. Passen Sie auf, daß Sie nicht überrascht werden. Ende!«

Der Oberleutnant hat keine Zeit mehr, über mögliche Konsequenzen nachzudenken. MG-Feuer tackert. Leutnant Wolf, der Batterieoffizier, stürzt in den Gefechtsstand und meldet:

»Die Russen sind in unserem Rücken, Herr Oberleutnant.«
»Alarm! Rundumverteidigung einnehmen!« befiehlt Oberleutnant Egenolf. »Rundumverteidigung«, das ist wie ein SOS-Ruf der Batterie. Jetzt geht's ums Ganze.

Es sind zwei Kompanien jener Hilfslandetruppe, die, von Major Alexejenko befehligt, aus 600 Mann besteht, und deren Aufgabe es ist, tief im Rücken der deutschen Artilleriefeuerstellungen durchzustoßen und sich mit einer der frontal aus dem Kertsch-Brückenkopf heraus angreifenden Schützendivisionen des 11. Gardekorps zu vereinigen.

Obwohl der Befehl zur Rundumverteidigung unverzüglich ausgeführt wird, ist es für eine wirksame Gegenwehr zu spät.

Schon dringen vierzig, fünfzig Rotarmisten in das Batteriegelände ein. Das ist nicht schwer, denn die Laufgräben, Wälle und Drahtverhaue sind durch das Artillerie- und

Fliegerbombardement fast völlig eingeebnet. Und die flankierenden MG-Stände sind ebenfalls nicht mehr brauchbar, was sich jetzt erst herausstellt.

Ohne daß es eines besonderen Befehls bedurft hätte, fliehen die meisten Artilleristen in die ziemlich massiven Bunker, von wo aus sie die Russen unter Gewehr- und MG-Feuer nehmen.

Oberleutnant Egenolf beobachtet, wie ein russischer Stoßtrupp auf den Munitionsbunker klettert. Er weiß, was die Iwans wollen: Sprengkapseln in die Scharten stecken, Brandsätze anzünden und den Bunker zum Bratofen machen. Sie haben nicht die geringste Ahnung, daß im Bunker keine Besatzung ist, sondern Granaten. Und wenn diese hochgehen, gibt es weder auf deutscher noch auf russischer Seite Überlebende.

Zum Glück sind die Bunkerscharten, zwei an der Zahl, so hoch gelegen, daß die Rotarmisten so ohne weiteres nicht herankommen, sie müßten schon auf einen Gegenstand steigen oder einer auf die Schultern des anderen klettern. Doch von irgendwoher bekommen die sowjetischen Stoßtruppleute Feuer. Da ziehen sie sich zurück.

Im Gefechtsstand, dem größten Bunker im Batteriegelände, sind außer Oberleutnant Egenolf und Leutnant Wolf noch 12 Mann. Es herrscht eine qualvolle Enge und – an erstarrten Mienen ablesbare Verzweiflung.

Angesichts dieser verzweifelten Lage faßt der 27jährige Batteriechef einen verzweifelten Entschluß. Er stürzt zum Feldfernsprecher, dreht an der Kurbel, hebt an und lauscht. Sein Herz hämmert wild.

Es dauert einige Sekunden, dann meldet sich die vertraute Stimme von Unteroffizier Panotzky in der Vermittlungsstelle des Regiments.

Egenolf läßt den Unteroffizier erst gar nicht ausreden. Er unterbricht ihn und sagt: »Hören Sie, Panotzky. Wir haben die Russen in der Batteriestellung. Stellen Sie keine Gegenfragen,

Mann, hier geht's um Leben und Tod. Legt Feuer auf unsere Stellung. Sofort! Und ohne Rücksicht auf Verluste. Haben Sie verstanden? Feuer auf eigene Stellung! Sofort. Ende!«

Es dauert nur fünf Minuten, bis das Regiment begreift, um was es geht. Es verständigt die 1,5 km weiter nordwestlich der Batterie Egenolf liegende Haubitzenbatterie des Hauptmanns Graß.

Nach wenigen Minuten orgeln Granaten auf die Feuerstellung der Batterie Egenolf herab.

Schon nach den ersten Schüssen stutzen die Rotarmisten. Eine Granate neben dem Mannschaftsbunker C fegt drei Mann vom Bunkerdach, die gerade eine Sprengladung hatten anbringen wollen. Eine zweite tötet einen Offizier und sieben Mann, die sich in der Nähe des Feuerleitstandes aufgehalten hatten; in Deckung zwar und für die deutschen Kanoniere unsichtbar, nicht aber für die Granate, die unmittelbar neben ihnen detonierte.

Da die sowjetischen Infanteristen nicht daran denken, es könnte sich um einen Beschuß der deutschen Seite handeln, gibt es nur noch eine Erklärung: Sie werden von der eigenen Artillerie beschossen, von einem Zerstörer vielleicht, oder von der Kertsch-Artillerie, die ganz vorn im Brückenkopf steht.

Dieser Gedanke macht sie wütend. Wer stirbt schon gern im Granatenhagel der eigenen Geschütze. Und so ist die Reaktion verständlich. Die in das Batteriegelände eingedrungene Kompanie räumt fluchtartig das Gelände. Einige werfen sogar in der Panik ihre Waffen weg, Gewehre, Maschinenpistolen und Munitionskästen. Sie werden Oberleutnant Egenolfs Kanonieren hochwillkommen sein.

Oberleutnant Egenolf, der das Feuer stoppen will, greift wieder zum Telefonhörer, kurbelt. Dann stößt er einen saftigen Fluch aus. Die Leitung ist tot. Was russische Bomben und Granaten nicht schafften, die eigene Artillerie hatte es fertiggebracht: Die Leitung zum Regiment ist zerschossen.

Doch da stellt die Haubitzenbatterie Graß schlagartig das Feuer ein. Sieben Granaten hatte sie verschossen und keine mehr. Der Grund hierfür: Graß glaubte, sieben Schuß müßten genügen, um die Russen aus dem Batterieraum zu verdrängen. Und außerdem: Das Regiment hat einen vierzig Mann starken Stoßtrupp angesetzt, um die überrumpelte Batterie zu entsetzen.

Als der Stoßtrupp in der Feuerstellung eintrifft, wird er von den Kanonieren jubelnd empfangen. Aber der Stoßtruppführer, ein Leutnant, hat keine Zeit, Ovationen, und wenn sie noch so von Herzen kommen, entgegenzunehmen. Er hat den Auftrag, den Russen nachzustößen. Er tut es auch. Der Stoßtrupp bekommt bald Feindberührung. Beide Seiten beschießen sich heftig. Dann weichen die Russen zurück. Ihr Rückzug wird zur Flucht.

Und jetzt will es der deutsche Leutnant, der den Stoßtrupp führt, genau wissen. Der Stoßtrupp macht 40 Gefangene.

*

Im Brückenkopf toben die Kämpfe weiter, sie erreichen gegen vier Uhr nachmittags ihren Höhepunkt. Nun, da die Gesamtlage übersichtlicher geworden ist, setzt General Almendinger konsequent seine gesamte schwere und leichte Artillerie ein. Die Taktik der aufgeteilten Feuerräume bewährt sich jetzt. An den Angriffsschwerpunkten gerät der gelandete Gegner in das zusammengefaßte Feuer der deutschen Artillerie und kommt, wenn überhaupt, nur schrittweise voran.

Die deutsche Artillerie beschränkt sich aber nicht nur auf das Zerschlagen der vordersten Angriffslinie des Gegners, sie sorgt auch dafür, daß besonders exponierte Geländepunkte, die den Russen als Bereitstellungsräume dienen können oder sich für B-Stellen eignen, mit überraschenden Feuerschlägen eingedeckt werden. Man kennt schließlich das Gelände auf der

Kertsch, jeden Meter Boden, man weiß, oder man ahnt, wo der Gegner empfindlich zu treffen ist. Sich in seine Lage zu versetzen, ist für einen Generalstäbler nicht sonderlich schwer. Hinzu kommt, daß es mit der Koordination zwischen den angreifenden russischen Heerestruppen und der Marine offensichtlich nicht so recht klappen will. Wie wäre es sonst zu erklären, daß die Zerstörer mit ihrer Artillerie kaum in das Gefecht eingreifen und mehr nach rückwärts operieren, statt die Erdtruppen tatkräftig zu unterstützen.

Petrow, Woroschilow und auch Schtemenko sind schon seit einiger Zeit nervös. Nichts geht so, wie es im Operationsplan vorgesehen war. Vor allem Woroschilow wird immer ungeduldiger.

Kurz nach vier Uhr hält er es auf der B-Stelle nicht mehr aus. Er läßt seinen Geländewagen vorfahren. Schtemenko und Petrow sehen ihn erstaunt an.

»Wohin wollen Sie, Genosse Marschall?« fragt Petrow.

Woroschilow, schon im Pelzmantel, erwidert barsch: »Wenn es vorn nicht mehr vorangeht, ist es die Pflicht eines jeden Befehlshabers, selber nach dem Rechten zu sehen. Ich fahre zu Arschinzew.«

Arschinzew, Generalleutnant, ist der Befehlshaber des 11. Gardeschützenkorps. Er sollte den Frontaldurchbruch schaffen. Nach den letzten Meldungen ist er jedoch nur zwei Kilometer vorangekommen. Zwei Kilometer statt zwanzig.

Die Fahrt zum 11. Gardeschützenkorps verläuft denn auch genauso, wie Schtemenko es sich vorgestellt hatte. Der Marschall und seine Begleiter, einschließlich der Ordonnanz-offiziere, Fahrer und Funker, müssen mehrmals die Fahrzeuge verlassen, um Deckung aufzusuchen. Die deutsche Artillerie schießt auf jede Bewegung im Gelände. Die wenigen Straßen, die zur Front führen, sind zudem Angriffspunkte deutscher Jäger, die seit zwei Stunden ebenfalls in das Gefecht eingegriffen haben.

In einer Schlucht kommt der Konvoi zum Stehen. Ein russischer Militärpolizist winkt mit der Kelle. »Keine Weiterfahrt. Der Schluchtausgang liegt unter Artilleriefeuer«, meldet er dem Marschall.

Ein Schwarm Ordonnanzoffiziere kommt durch die Schlucht. Als sie Woroschilow erkennen, salutieren sie, ihren Gesichtern ist aber anzumerken, daß ihnen die Anwesenheit des Marschalls keineswegs angenehm ist.

Woroschilow, der ahnt, was sie vorhaben, herrscht sie an: »Wohin wollt ihr? Wohl kneifen, wie? Einheit?«

Die vier Offiziere sind vom persönlichen Stab Arschainzews. Sie hatten den Auftrag, für den Oberbefehlshaber eine B-Stelle einzurichten. »Und? Habt ihr eine eingerichtet?« erkundigt sich Woroschilow. Die Offiziere bejahen es.

»Und Wo wollt ihr jetzt hin?« Woroschilows Stirnaden schwellen bedenklich an.

»Hier auf den Oberbefehlshaber warten«, antwortet der Wortführer.

»Auf der B-Stelle ist euch wohl die Luft zu eisenhaltig?« bellt Woroschilow die Offiziere an.

Sie werden einer Antwort enthoben, weil Generalleutnant Arschainzew mit seinem Jeep ankommt. In seiner Begleitung befinden sich der Artilleriekommandeur des Korps, Oberst Antipow, ferner der Leiter der Aufklärung, Oberstleutnant Lobakin und dessen Gehilfe, Major Menschikow. Alle vier wollen zur B-Stelle.

»Ich auch«, sagt Woroschilow und deutet mit dem Kopf auf die wie erstarrt dastehenden Ordonnanzoffiziere, »aber diese Jünglinge meinen, die Luft sei zu eisenhaltig dort vorn.«

»Was sicherlich den Tatsachen entspricht«, sagt Generalleutnant Arschainzew und grinst. Sofort wieder ernst werdend, wendet er sich an den Marschall und sagt:

»Ich bitte mich jetzt entschuldigen zu wollen, aber ich habe vorn in der B-Stelle zu tun.«

»Ja, natürlich, lassen Sie sich nicht aufhalten«, sagt Woroschilow verblüfft.

Der Militärpolizist läßt den Wagen Arschinzews passieren. Petrow bietet seine ganze Überredungskunst auf, Woroschilow davon abzuhalten, den Korps-B-Stand aufzusuchen. Schließlich willigt der Marschall auch ein, besteht aber darauf, zum B-Stand der Armee zu fahren, der nicht weit von der Schlucht entfernt ist. Dort angekommen – Rotarmisten hatten gerade damit begonnen, Deckungslöcher aus dem Fels zu sprengen – kommt ein Anruf Generalleutnant Arschinzews, in dem dieser meldet, daß in zehn Minuten ein Angriff des 114. Gardeschützenregiments anlaufen werde. Der Angriff soll von einer Schlachtfliegerstaffel der Schwarzmeerflotte unterstützt werden.

»Das sehen wir uns an«, wendet sich Woroschilow an Petrow und Schtemenko.

Die Armee-B-Stelle eignet sich dafür hervorragend. Man kann weite Teile der deutschen Stellungen einsehen und somit den Angriff des Gardeschützenregiments zumindest mit dem Fernglas beobachten.

Hätte Woroschilow freilich gewußt, was ihn auf der B-Stelle erwartet, wäre er vermutlich nicht so neugierig gewesen. So aber gerät er in ein böses Schlamassel.

Kurz vor Angriffsbeginn nähert sich die Schlachtfliegerstaffel der Front. Woroschilow, der fortwährend auf die Uhr gesehen hatte, knurrt: »Wenigstens die sind pünktlich.« Er spielt damit auf die um Stunden zu spät angelaufenen Operationen der Marine an, eine »vermeidbare Panne«, die er immer noch nicht vergessen hat und die ihn mit Groll erfüllt.

Der Il-2-Pulk hat schon fast die vordersten russischen Linien erreicht, als plötzlich einer der Ordonnanzoffiziere entsetzt ausruft: »Seht doch! Die bomben schon!«

Alles wirbelt herum, blickt nach oben. Und in der Tat, da purzeln die Bomben aus dem Himmel. Im Heulen der

niedergehenden Sprengkörper sind die Warnschreie »In Deckung!« kaum zu hören. Um die B-Stelle der Armee herum kracht und donnert es, sausen Steinsplitter über die Köpfe der sowjetischen Offiziere hinweg, die allesamt, einschließlich des Marschalls, flach auf dem Boden liegen.

Sekunden später rauschen erneut Bomben zur Erde herab. Diesmal explodieren sie genau im Bereitstellungsraum des 114. Gardeschützenregiments.

Die Piloten hatten ihre tödliche Fracht auf die eigenen Linien abgeladen.

Mehrere Tote und viele Verwundete sind das Ergebnis des zu frühen Bombenwurfs.

Daß Flugzeuge da und dort eigene Truppen bombardierten, war sicherlich keine Seltenheit. Das ist auch auf deutscher Seite vorgekommen und hat dann die gleichen wütenden Reaktionen bei den betroffenen Truppenteilen ausgelöst. Der Grund, warum dieses an sich belanglose Ereignis überhaupt vermerkt wurde, ist ein anderer. An diesem verhängnisvollen Tag trifft die Selbständige Küstenarmee nämlich noch eine Reihe anderer Schicksalsschläge.

Die deutsche Artillerie, die nun den ersten Schock überwunden hat, war mittlerweile auf fast alle exponiert liegenden Räume eingeschlossen. Es müssen harte Feuerschläge gewesen sein, denn Schtemenko vermerkt in seinen Erinnerungen hierzu: »An diesem Tag wütete die Artillerie des Gegners.«

Innerhalb der höchsten sowjetischen Führungsstäbe hat es immer wieder kontroverse Diskussionen darüber gegeben, ob es zweckmäßig sei, B-Stellen hoher Kommandostäbe in die vorderste HKL oder zumindest in deren unmittelbare Nähe zu legen.

Die überwiegende Mehrheit der Generale, merkwürdigerweise auch die der jüngeren Generation, bejahten den weit vorgeschobenen B-Stand. Aus psychologischen Gründen. Der

einfache Soldat sollte das Gefühl haben, daß ein hoher Rang kein Freibrief für Sicherheit sei.

Wie verhängnisvoll es sein kann, wenn Korps- oder Armeekommandeure sich zu weit nach vorn wagen, ist am Beispiel des Oberbefehlshabers des 11. Gardeschützenkorps ersichtlich.

Es ist noch keine zehn Minuten her, daß Generalleutnant Arschinzew die B-Stelle bezogen hat, als diese von deutscher Artillerie beschossen wird. Zuerst sind es nur vereinzelte Granaten, die rings um den Stand einschlagen.

Dann plötzlich donnernde Reihenabschüsse drüben bei der deutschen Artillerie auf der Höhe 111. Die Granaten sind noch in der Luft, als Oberstleutnant Lobakin, der Leiter der Aufklärung der Armee, erschrocken schreit: »Achtung! Das gilt uns! Deckung!«

Wie der Blitz verschwinden Arschinzew und seine Begleiter im nur vier Meter von der B-Stelle entfernten Bunker. Und da schlägt es schon ein. Vier, fünf, sechs, sieben 15-cm-Granaten. Die B-Stelle wird zerstört. Gellende Schreie der verwundeten Funker und Nachrichtenleute.

Die letzte Granate trifft den Bunker, in dem Arschinzew und seine Offiziere Zuflucht gesucht haben. Volltreffer! Das 15-cm-Geschoß durchschlägt die nur einen halben Meter dicke Bunkerdecke und explodiert im Inneren.

Mit Ausnahme des schwerverwundeten Majors Menschikow kommen alle ums Leben: Generalleutnant Arschinzew, der Chef der Artillerie, Oberst Antipow, Oberstleutnant Lobakin, Chef der Armeeaufklärung und zwei Ordonnanzoffiziere.

Ein einziger Granatvolltreffer hat die halbe Führungscrew des 11. Gardeschützenkorps ausgeschaltet.

Der Artillerieführer der 73. ID blickt auf die Uhr. Die rechte Hand hält den Hörer ans Ohr.

»Dreißig – zwanzig – zehn – fünf – Feuer frei!«

Auf die Sekunde genau verdoppelt und verdreifacht sich das deutsche Artilleriefeuer und schwillt zu einem Orkan an.

X-Zeit. Gegenstoß auf die im Hafen von Kertsch angelandeten Sowjets der 2. Angriffswelle, die vor knapp einer Stunde Fuß fassen können. Die Grenadiere des Bataillons von Hauptmann Tahon pressen sich an den Erdboden, drücken sich an die Mauern der Kertscher Fischfabrik, wo das Bataillon in Bereitstellung gegangen ist. Die Männer halten sich die Ohren zu. Der Lärm ist nicht mehr auszuhalten. Die Trommelfelle schmerzen. Der Luftdruck der nur 200 Meter weiter vorn detonierenden Granaten verursacht in den Lungen ein stechendes Schmerzgefühl.

Vor der Bunkerlinie »Seestern«, in der jetzt die Russen sitzen, grellen die Einschläge auf. Soviel zu erkennen ist, liegt das Feuer der eigenen Artillerie deckend. Treffer in den ehemaligen Bunkeranlagen werden beobachtet.

Rauch, Qualm und beizende Pulverdämpfe ziehen über den Hafen. Oberleutnant Jensen, Chef der Angriffskompanie im mittleren Raum, kauert neben seinen Pionieren. Das eigene Artilleriefeuer liegt jetzt wie ein dichter Vorhang unmittelbar vor den deutschen Stellungen, wo sich der Gegner in Bataillonsstärke festgesetzt und in den Kampfständen, soweit sie den ersten Feuersturm der sowjetischen Artillerie überstanden hatten, verschanzt hat. Er wird sicherlich versuchen, den winzigen Brückenkopf zu halten, denn das ist seine letzte Chance. Noch einmal zurück ins Meer? Das würde, zumindest in diesem Abschnitt der Kertsch-Front, die endgültige Niederlage bedeuten.

Jensen blickt zu Oberfeldwebel Zech hinüber, der die zwei

Pioniersprenggruppen führt. Der hebt den rechten Arm. »Wir sind bereit«, signalisiert er damit.

Ein Blick auf die Uhr. Noch zehn Sekunden, dann tritt die Feuerpause ein, dann muß gestürmt werden. Noch sieben, sechs, fünf, vier, drei, zwei!

»Los!«

Oberfeldwebel Zech springt auf. Hinter ihm die beiden Pioniergruppen. Alles erfahrene Soldaten, die ihr schweres Handwerk verstehen.

Sie rennen auf jenen Bunker zu, der am äußersten Ende der Bunkerlinie liegt und insofern von Wichtigkeit ist, als man von ihm aus das Gelände um die Fischfabrik herum mit MG-Feuer bestreichen kann.

Etwa zehn Meter haben die Pioniere inzwischen zurückgelegt. Noch rund vierzig sind zu laufen.

Die Pioniere, beladen mit Sprengsätzen, geballten Ladungen und Minen, keuchen über die von Granaten aufgerissene Betondecke der Hafensemole.

Ja, sie schaffen es!

Fünf Meter vor der russischen Drahtsperre werfen sich die Pioniere zu Boden. Das Blut hämmert in ihren Schläfen. Wenn jetzt die Russen schießen! Sie liegen ohne jede Deckung da – wie auf dem Präsentierteller.

»Streckladung her!« befiehlt Oberfeldwebel Zech.

Die Obergefreiten Nagel, Sommer und Ratzinger kriechen heran. Zwei vier Meter lange Stangen ziehen sie hinter sich her. Daran Sprengladungen. Drei Kilo pro Ladung.

Die erste Stange wird unter dem Draht hindurchgeschoben und dann gezündet.

Zwei schmetternde Explosionen! Draht, Splitter und Steine sausen durch die Luft. Gleich darauf gehen Holzkastenminen hoch. Sie knattern nacheinander wie Feuerwerkskörper. Zehn Meter sind freigesprengt.

»Die nächste Ladung!«

Wieder gezündet. Wieder Explosionen!

Die Pioniere kriechen durch die Gasse und tasten sich Meter um Meter an die hinter der Drahtsperre liegenden Bunker heran. Nur noch zwei S-Minen müssen beiderseits der freigesprengten Gasse entfernt werden. Sie ist ungefähr sechs Meter breit. Genug Platz für die später nachstürmenden Grenadiere.

Bis jetzt haben die Russen keinen einzigen Schuß aus den Bunkern abgefeuert.

Oberfeldwebel Zech signalisiert seinen Männern: »Gerät liegenlassen! Mir nach!«

Nur mit Handgranaten und Nebelkerzen bewaffnet, stürmen die Pioniere die letzten zehn Meter bis zu den Bunkern vor.

Hinter sich hört der Oberfeldwebel einen Motor aufheulen. Dann Kettengeräusche. Das ist die Zugmaschine, die die 8,8-cm-Flak nach vorn bringt. Gleich darauf Befehle, das Keuchen von Männern.

Da! Blitz, Donner, Einschlag! »Volle Deckung!«

»Eine Ratsch-Bumm*!« hört der Oberfeldwebel den Obergefreiten Sommer rufen. Aber wo steht das verdammte Geschütz? Irgendwo zwischen den Schuppen auf der Mole?

Wieder ein Blitz, ein metallisches Fauchen und ein ohrenbetäubender Einschlag. Sekunden später hämmern mehrere Maschinengewehre los. Verdammt! Die Russen haben die deutschen Angreifer entdeckt, und anscheinend sind auch noch MG intakt. Wo sie stehen, ist nicht zu erkennen. Vielleicht schießen sie aus den Bunkern, es kann aber auch ebensogut möglich sein, daß russische MG-Schützen irgendwo zwischen den Trümmern liegen. Oberfeldwebel Zech weiß, daß jetzt keine Sekunde mehr verloren werden darf. »Nebelkerzen fertigmachen!«

Wieder hämmern russische MG. Die Garben liegen deckend. »Nebelkerzen raus!«

* Russisches 7,62-cm-Allzweckgeschütz

Finger durch den Abzugsring, gezogen, einundzwanzig – zweiundzwanzig – dreiundzwanzig! Die Nebelkerzen rauchen und zischen ... »Wurf!« ertönt Zechs Kommando.

Es gibt sofort eine sehr starke Rauchentwicklung. In die Nebelwand hinein schießen die Russen, was die Läufe hergeben. Jetzt haben sie die Gefahr erkannt, die ihnen von den im Bunkervorfeld liegenden Deutschen droht.

»Flammenwerfer nach vorn!« schreit Oberfeldwebel Zech. Obergefreiter Korner, der Flammenwerfermann der Kompanie, der bis jetzt vor den Drahthindernissen gewartet hatte, hastet heran.

Neben Zech wirft er sich zu Boden. Langsam zieht der Rauch ab. Der Seewind treibt ihn landeinwärts, ein Umstand, den Zech nicht einkalkuliert hatte.

Kaum ist die Sicht auf die Bunker wieder frei, beginnt die »Achtacht« zu feuern.

Abschuß, Einschlag! Pfeifendes Fauchen durchschneidet die Luft. Die Granaten zischen nur knapp über die Köpfe der Pioniere hinweg. Ein verdammt scheußliches Gefühl, als streifen einen die Flügel des Todes. Drüben beim Gegner schmetternde Einschläge. Mauerwerk splittert ab. Noch ein Schuß!

»Die schießen Punktfeuer!« brüllt der Obergefreite Sommer seinem Zugführer zu. Seine Stimme schnappt über vor Erregung. Neben der Flak greifen nun auch die beiden sMG der 4. Kompanie in das Gefecht ein. Dauerfeuer prasselt auf die Bunkerscharten. Und nun kommen sie heran, rennen geduckt durch die gesprengte Drahtgasse, das Gewehr, die MPi in den Händen. Voraus die Zugführer. Befehle gellen. Der erste Zug, der zweite ... Die russischen MG-Schützen gegenüber der Ostmole schießen Flankenfeuer. Der 1. Zug von Leutnant Kohl kann sich nicht entfalten. Reihenweise werden die Grenadiere niedergemäht.

Der 3. Zug des Feldwebels Peterhans drängt nach.

Oberleutnant Jensen winkt die Männer durch die Minengasse.
»Schneller, schneller!«

Das Flankenfeuer wird immer stärker. Wo liegen nur die verdammt MG? Zwischen den Trümmern der niedergebrannten Lagerhallen? Niemand weiß es. Und selbst dann, wenn eines der feindlichen MG erkannt wurde, macht es blitzschnell wieder Stellungswechsel. Deckung ist ja genügend vorhanden.

Dann stellt die Flak plötzlich das Feuer ein. Warum? Befehl der Division: »Bunker sind, wenn irgendwie möglich, nicht zu zerstören.« Ein Witz ist das! Denken die Landser. Aber die Division hat ihre Gründe, das Feuer der Flak einzustellen. Immerhin rechnet man damit, daß es gelingen wird, die Russen zurückzuschlagen. Und dann werden die Bunker dringend gebraucht; selbst wenn sie angeknackt sind.

Im Moment sieht es freilich gar nicht gut aus. Die Russen krallen sich verbissen an die eroberten deutschen Hafenstellungen. Sie kämpfen um jeden Meter Boden, um jeden Kampfstand, jeden Bunker.

Auch der Obergefreite Korner kann mit seinem Flammenwerfer nichts ausrichten. Das mörderische Flankenfeuer zwingt ihn in Deckung.

Nichts geht mehr an diesem naßkalten Januartag. Die im Mittelabschnitt gelandeten russischen Streitkräfte, insgesamt nicht mehr als ein paar hundert Mann, können nicht ins Meer zurückgeworfen werden.

Gegen 15 Uhr setzt die 17. Armee Schlachtflieger und Stukas ein. Eine Stunde lang bomben sie die russischen Landungskräfte.

Zwei Stunden später setzt das 5. Korps drei Sturmgeschütze der 191. Sturmgeschütze-Brigade ein. Ihr Auftrag:

1. Unterstützung des liegegebliebenen Gegenstoßes.
2. Zurückgewinnung des verlorengegangenen Hafengeländes.

Die drei Ungetüme rollen nach vorn, klettern über die

Trümmer hinweg, torkeln durch die Granattrichter. Zwei Züge Infanterie, bewaffnet mit Handgranaten und Maschinenpistolen, folgen.

Langsam, Meter für Meter schieben sich die Kettenfahrzeuge vorwärts. Die Nerven der Männer sind zum Zerreißen gespannt. Jede Sekunde kann Pak schießen, eine versteckte »Ratsch-Bumm« losbrüllen.

Der Batteriechef, Oberleutnant Ortzen, auf dem Lukenrand aufgestützt, brüllt seine Befehle in das Kehlkopfmikrofon.

Kurz vor der Drahtsperre halten die Sturmgeschütze an. Die Ziele werden aufgenommen: die drei größten Kampfstände. Es wird keine Rücksicht mehr darauf genommen, ob sie zerstört werden. Viel wichtiger ist, die Gegner aus den Bunkern zu vertreiben und den kleinen Brückenkopf der Sowjets noch mehr einzuengen. Je kleiner der Raum, desto schwerer würde es für den Gegner sein, nachts neue Truppen anzulanden.

Die Kanonen schießen. Auf eine Distanz von 150 Metern werden die Bunker unter Feuer genommen. Die Wirkung ist schrecklich. Wie von einer Riesenfaust werden die Kampfstände zerschmettert. Rauch, Staub und Qualm.

Dann, nach fünf Schuß, eine rote Leuchtkugel: das Signal zum Angriff! Die Leuchtkugel, vom Batteriechef abgefeuert, steigt in steiler Flugbahn in den bereits dunklen Himmel und entfacht einen roten Flammenschein. Während sie auseinanderspritzend wie Feuerregen vom Himmel fällt, rattern schon die MG und die MPi der Grenadiere, krachen mit dumpfen Geräuschen die Granatwerfer der Kompanie Jensen.

Doch bevor die Grenadiere losstürmen und durch die Minengasse stürzen können, schlägt der Russe zurück.

Im sowjetischen Kertsch-Brückenkopf grollt es unheilverkündend. Dann füllt sich die Luft mit einem schrecklichen Rauschen und Flattern. Und Sekunden später bricht die Hölle über die Deutschen herein. Leichte und schwere russische Artillerie, Salvengeschütze, schwere Granatwerfer legen einen

Feuervorhang vor die eroberten Positionen, daß den deutschen Angreifern Hören und Sehen vergeht.

Es ist offensichtlich: Die Sowjets werden es nicht zulassen, daß ihre angelandeten Truppen ins Meer zurückgeworfen werden.

Der deutsche Gegenstoß aus der Richtung Fischfabrik muß eingestellt werden. Es ist nichts mehr zu machen an diesem unseligen 10. Januar 1944. Nach dem furiosen Feuerschlag auf das Hafengelände setzt fast schlagartig an allen Fronten die Gefechtsstätigkeit aus. Es ist, als würden die Befehlshaber beider Seiten zu der Einsicht gekommen sein, daß es nun genug sei mit dem gegenseitigen Abschlachten.

Der Erschöpfungszustand der Truppe diktiert die Entschlüsse der Kommandeure. Es wird Nacht über der Kertsch. Trügerische Stille breitet sich aus. Aber nur an der vordersten Front.

Im deutschen Hinterland dagegen, in Feodosia, Simferopol, Sary Krim und im sagemumwobenen Bachtschissarai, dem Wohnsitz des letzten Krim-Khans, geht das Unheil um. Die Jaila-Partisanen schlüpfen aus ihren Verstecken. Das Partisanenhauptquartier hatte von Generaloberst Petrow über Funk das Kodewort »Tschekain« erhalten.

»Tschekain«^{*} löst Plan II der Operationsbestimmungen für die Jaila-Partisanen aus: forcierte Schläge gegen alle Nachschubbasen im Raum Kertsch.

*

Westlich von Feodosia existiert ein kleiner deutscher Stützpunkt, bestehend aus 20 Mann und einem Offizier.

Dieses Kommando – ein bunt zusammengewürfelter Haufen

^{*} Name eines Komsomolzen (Angehöriger der sowj. Jugendorganisation), der wegen besonderer Tapferkeit vor dem Feind mit dem Leninorden ausgezeichnet wurde und »Held der Sowjetunion« ist.

aus Infanteristen, Luftwaffensoldaten und Landesschützen – hat ein Nachschubdepot der Armee zu bewachen. Im Depot liegen: 100.000 Schuß Gewehrmunition, 3.000 Schuß 7,65-cm-Granaten, etliche hundert Kisten Handgranaten, Nebelkerzen, Maschinenpistolen, Panzerfäuste und ein komplettes Ersatzteillager für eine Heeresnachrichtenabteilung.

In einem requirierten Tatarenhaus, das etwa 50 Meter neben dem Depot liegt, feiern die Männer des Wachkommandos den Geburtstag ihres Leutnants Alfred Krug, eines Gewerbeoberlehrers aus Bamberg, der heute 50 Jahre alt geworden ist.

In der großen, niedrigen Stube hocken sie beisammen, dichtgedrängt, alles, was wachfrei hat. Auf dem Tisch stehen vier Flaschen roten Krimweins. Krug hatte sie spendiert. Er will sich schließlich nicht lumpen lassen wo ihm doch die Männer eine Geburtstagstorte gebacken haben.

So sitzt man also vor einer Stearinkerze um den runden Tisch, den man selbst gezimmert hat, weil es in Tatarenhaushalten keine normalen Tische gibt (diese Menschen hocken ja nur auf ihren dicken Teppichen), und hebt die Gläser an die Brust.

Die Männer schwatzen von Gott und der Welt, vom Krieg, der glücklicherweise weit entfernt ist, und auch von dem blödsinnigen Befehl, in dem es hieß, alle Stützpunktbesatzungen im Hinterland seien aufgefordert, besonders wachsam zu sein.

Die Jaila-Partisanen! Angeblich holen sie wieder einmal zum Schlag aus.

Na ja, sicherlich übertreiben die hohen Herren wieder einmal. So schlimm wird's schon nicht sein. Im übrigen ist man ja sowieso wachsam und keineswegs leichtsinnig. Gleich neben der Tür liegen die schußbereiten Maschinenpistolen auf einer Bank; außerdem Stielhandgranaten und ein MG 34, das auf einem Dreifuß steht.

So feiern, singen und trinken sie.

Die Posten draußen hören den Lärm. Die beiden Landser

grinsen. Hin und wieder werfen sie einen Blick auf das Leuchtzifferblatt ihrer Uhren. Dann starren sie wieder in die Dunkelheit, ziehen fröstelnd die Schultern zusammen.

Von der Landstraße, die nach Feodosia führt, dringen manchmal Motorengeräusche herüber. Eine Nachschubkolonne, die zur Kertsch fährt.

Seit einigen Tagen wird fast nur nachts gefahren, denn am Tag machen russische Jäger die Straßen unsicher, Jabos, die plötzlich auftauchen, herabstürzen und alles kurz und klein schießen. Aber auch die Nachtfahrten sind nicht ungefährlich. Die Nacht gehört den Partisanen, und fast jede Nacht passiert irgendwo etwas.

Im Depot ist noch nie etwas passiert. Das kommt wohl daher, weil es immerhin von zwanzig Mann bewacht wird. An so stark bewachte Objekte trauen sich die Partisanen wohl nicht heran. Da könnten sie ja die Hucke vollkriegen.

So oder ähnlich denken wohl auch die beiden Posten vor dem Tatarenhaus. Auf Posten denkt man fast immer an die Partisanen. Wozu brauchte man sonst auch eine Bewachung?

Die Männer ahnen nicht, daß ausgerechnet heute ihr Depot das Ziel eines Partisanenüberfalls sein wird. Und daß das Partisanenkommando bereits auf dem Sprung liegt, 100 Meter vom Depot entfernt, geschützt durch die Dunkelheit.

Es sind 24 vermummte und bis an die Zähne bewaffnete Russen. Seit Einbruch der Dämmerung liegen sie schon auf der Lauer.

Jetzt winkt der Anführer, ein ehemaliger russischer Kapitäneleutnant, einen Partisan zu sich heran.

»Du weißt, was zu tun ist, Wassilij«, sagt er leise, »es wird in zwei Gruppen angegriffen. Du übernimmst die Depotposten. Ich mit meinen Leuten erledige die Sache mit dem Haus. Vergiß nicht, daß die Depotposten mit der Maschinenpistole ausgeschaltet werden müssen. Keine Handgranaten!« Der Partisan nickt. Sekunden später ist er wieder in der Dunkelheit

verschwunden.

Zur gleichen Zeit geschieht etwas Merkwürdiges. Aus der Gruppe der bis zur Unkenntlichkeit ver mummt en Partisanen schleicht sich einer weg. Er hatte die letzten Worte des Anführers gerade noch gehört. Jetzt verschwindet er wie ein Schatten und taucht blitzschnell in der Nacht unter.

Fünf Minuten später wird im Tatarenhaus die rückwärtige Tür aufgerissen, ein Mann stürzt durch den kleinen Flur und öffnet dann die Tür zur Stube, wo die Landser mit dem Oberlehrer aus Bamberg Geburtstag feiern.

Der Windzug, der durch das rasche öffnen der Tür entstanden ist, läßt die Kerze auf dem Tisch flackern.

Die Männer starren erschrocken auf den Unbekannten mit dem harten Gesicht. Noch ehe sie sich von ihrem Schreck erholen können, stößt der geheimnisvolle Eindringling die Worte hervor:

»Draußen sind Partisanen. Sie wollen euch und die Posten umlegen und das Depot in die Luft jagen. Außerdem haben sie es auf das Nachrichtengerät abgesehen. Los, tut was, bevor es zu spät ist!«

»Wer sind ...?« stottert Leutnant Krug, kreidebleich im Gesicht. »Fragen Sie nicht«, schnauzt der Unbekannte den Leutnant an und ist schon wieder verschwunden. Fassungslos starren die Landser zur Tür.

Dann geht alles sehr schnell. Mit einem Schlag sind die Landser stocknüchtern, sie springen von den Bänken auf, packen ihre Maschinenpistolen. Der Obergefreite Maier reißt das MG vom Dreibein. Andere stecken sich Handgranaten ins Koppel.

»Licht aus!« befiehlt Leutnant Krug und zieht seine 08-Pistole aus dem Futteral. »Raus, Männer, und sofort in Deckung gehen. Gefreiter Schwarz, Sie legen sich mit der Signalpistole neben mich!«

Vergessen sind der Geburtstag und sogar der unbekannte

Warner, obgleich noch gar nicht heraus ist, ob das nicht alles eine Falle ist.

Es war keine. Das wissen sie spätestens, als der Gefreite Schwarz die erste Leuchtkugel in den Nachthimmel zwischen läßt und das Gelände taghell angestrahlt wird.

Aus den Büschen jenseits des Weges, der zur großen Landstraße führt, stürzen in diesem Moment Gestalten, die genauso aussehen wie der Mann vorhin in der Stube.

»Feuer!« schreit Leutnant Krug.

Die Männer ziehen die Abzüge ihrer Waffen durch, und auch das Maschinengewehr hämmert einen langen Feuerstoß in die Nacht hinaus.

Die Partisanen sind viel zu überrascht, um ihrerseits das Feuer zu erwidern. Sie werden von den MPi- und MG-Garben niedergemäht.

Der Kampf dauert nur wenige Minuten, dann zieht sich der Rest der Partisanen zurück. In mächtigen Sprüngen jagen sie in Richtung Landstraße, Minuten später heult ein Lkw-Motor auf. Der Spuk ist vorbei.

Der geheimnisvolle Fremde, der die deutsche Wachmannschaft gewarnt hatte, wird nicht gefunden. Entweder ist er entkommen, oder er hatte sich schon vorher aus dem Staub gemacht. Noch lange rätseln Leutnant Krug und seine Männer herum, wer der Unbekannte gewesen sein könnte. Er war gekleidet wie ein Partisan und sprach dennoch akzentfrei Deutsch. Ein Deserteur, der zu den Partisanen übergelaufen war und der plötzlich Gewissensbisse bekommen hatte? Oder gar einer jener legendären »Brandenburger«*, der sich in eine Partisanengruppe hatte einschleusen lassen? Das Rätsel wurde niemals gelöst.

Tags darauf wird der Depotposten noch durch weitere zehn Mann verstärkt, das Gelände um die Lagerhalle durch Minen gesichert.

* Spezialtruppe des Abwehrchefs Canaris.

Zu diesen Sicherheitsmaßnahmen hatte sich die Armee entschließen müssen, nachdem in der Nacht zum 11. Januar im rückwärtigen Frontgebiet über siebzig Überfälle stattgefunden hatten und erheblicher Material- und Sachschaden entstanden war. Vierzig Wachsoldaten fanden dabei den Tod.

*

Die schlagartig einsetzende Partisanentätigkeit im Hinterland der 17. Armee versetzt den Armeestab in größte Sorge. Pausenlos finden Einsatzbesprechungen auf höchster Ebene statt.

Thema: Ist die Kertsch-Operation der Sowjets der Anfang der großen Krim-Offensive? Oder dient diese lokale Operation nur der Verbesserung der russischen Ausgangsposition für eine Offensive?

Hierzu Generaloberst Jaenecke, der als einziger gelassen und ruhig bleibt:

»Warten wir ab, was die nächsten Tage bringen. Ich persönlich glaube an den Beginn der Offensive erst dann, wenn die Sowjets auch am Perekop und am Siwasch aktiv werden. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Russen mitten im Winter bei uns zum Angriff antreten. Und außerdem: Solange wir noch den Brückenkopf von Nikopol haben, wäre eine Offensive der sowjetischen Küstenarmee sinnlos.«

Er bekam recht. Zwar versuchen die Sowjets auch in den nächsten Tagen und Wochen, die deutsche Kertsch-Front aufzubrechen, aber hinter diesen Angriffen steht kein Druck mehr.

»Der Dampf ist raus!« stellt der Chef des Stabes, Generalmajor Ritter von Xylander, am 16. Januar in einer Divisionsführerbesprechung sachlich fest.

So ist es auch. Nach etwa zwei Wochen beschränken sich die russischen Aktivitäten nur noch auf gelegentliche Stoß- und

Spähtruppunternehmen. Die Schwarzmeerflotte hatte sich ebenfalls in ihre Einsatzhäfen zurückgezogen. Nur die russische Luftwaffe fliegt mehr Angriffe als zuvor auf das Hinterland der 17. deutschen Armee.

Überläufer und Gefangene aber sagen aus, daß der Fehlschlag der Selbständigen Küstenarmee bei manchen Truppenteilen die Moral ziemlich angeknackt habe. Im übrigen fänden laufend Gefechtslehrgänge für die Infanterie und die Schützenverbände statt. Auch würden riesige Mengen von Artilleriemunition in Frontnähe gelagert.

*

Was sich in den Tagen zwischen Ende Januar und Anfang Februar im Hauptquartier der Selbständigen Küstenarmee abgespielt hat, verschweigen die sowjetischen Chronisten. Außer einem Ereignis: Stalin enthebt Generaloberst Petrow seines Postens als Armeeoberbefehlshaber.

Die Ablösung überrascht niemand, der Stalin kennt. Militärische Fehlschläge fordern einen Kopf. Das Wie der Ablösung von Generaloberst Petrow ist freilich zumindest für den Hauptbeteiligten beschämend und diskriminierend.

Eines Tages, im März, kommt eine Depesche aus Moskau im Hauptquartier der Selbständigen Küstenarmee an. Ihr lapidarer Inhalt: »Der neue Oberbefehlshaber der Selbständigen Küstenarmee, General Jeremenko, trifft um 17,00 Ortszeit im Bahnhof Warenikowskaja ein.« Diese Nachricht schlägt wie eine Bombe ein. Selbst Woroschilow und Schtemenko sind bestürzt. Aber sie schweigen und gehen Petrow aus dem Wege. Es wäre zu gefährlich, einem seines Postens enthobenen Armeeoberbefehlshaber noch die Freundschaft zu halten. Die Gründe für Petrows Ablösung werden dem Hauptquartier der Küstenarmee nicht bekanntgegeben. Das ist auch nicht üblich.

Jeremenko, dessen Karriere einen kometenhaften Aufstieg

genommen hat, kommt, und Petrow fährt mit demselben Zug nach Moskau ab. Das ist alles.

Tage später wird Schtemenko vom Chef der Operationsabteilung des Hauptquartiers, Antonow, angerufen. Antonow sagt:

»Kommen Sie unverzüglich ins Hauptquartier. Der Genosse Stalin hat Sie zur Berichterstattung befohlen.

Schtemenko fährt nach Moskau. Wohl ist ihm sicherlich nicht in seiner Haut. Er weiß, daß er sich gegenüber Stalin zu rechtfertigen hat. Das wird um so schwieriger sein, als der Generalissimus von jeher gegen den Plan einer Teiloperation gewesen war und deren militärische Zweckmäßigkeit nicht eingesehen hatte.

Die Unterredung verläuft denn auch, wie Schtemenko selbst berichtet, in ziemlich frostiger Atmosphäre. Während Stalin seine alten Bedenken hinsichtlich der Kertsch-Operation erneut zum Ausdruck bringt, versucht Schtemenko die Notwendigkeit dieser Operation zu begründen. Was sollte er sonst auch tun! Schließlich gehörte auch er zu den schriftlichen Befürworthern.

Als die Unterhaltung zwangsläufig auf das »Protokoll« der Teiloperation kommt, gerät Stalin in große Erregung, so wie es Schtemenko damals im Brückenkopf auch vorausgesehen hatte. Er poltert los:

»Die reinste Kolchose. Sie haben wohl auch noch darüber abgestimmt? ... Bei Woroschilow könnte man so etwas noch entschuldigen, er ist kein Stabsoffizier. Aber Sie hätten doch wissen müssen, wie man zu verfahren hat.« Und zu Antonow gewandt sagt Stalin, mit einer Kopfbewegung auf Schtemenko deutend: »Man sollte ihn dafür irgendwie bestrafen.« Aber Antonow, ein Protege Schtemenkos, schweigt.

Schtemenko hatte seinen Kopf noch einmal retten können. Gewiß hielt ihm Stalin zugute, daß er zu den verhältnismäßig jungen Generalen zählte, deren Zukunft erst beginnen würde.

Eine ganze Woche lang bleibt das Thema Krim im

sowjetischen Hauptquartier tabu. Erst Mitte März beruft Stalin eine neue Konferenz ein, um die Planungsfragen für die Krim-Offensive neu zu regeln. Diesmal wird auch Woroschilow hinzugezogen. Petrow wird mit keinem Wort erwähnt. Er existiert für Stalin nicht mehr.

Schtemenko jedoch geht in seinem Buch mit einem Satz noch auf ihn ein. Er schrieb: »So kam Iwan Jefimowitsch Petrow um den Genuß der Früchte seiner Arbeit, denn die Krim-Operation verlief erfolgreich.«

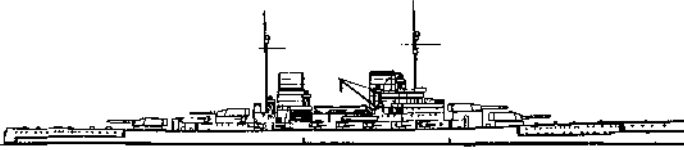
Vorweggenommene Tatsachen, die diesen Bericht aber nicht berühren.

Als Generaloberst Jaenecke durch seinen Ic-Offizier, Major Keitel, erfährt, daß im Hauptquartier der Selbständigen Küstenarmee eine Wachablösung stattgefunden hatte, sagt er nur einen einzigen Satz: »Dieser Mann wird uns schwer zu schaffen machen.«

Prophetische Worte, die zwei Monate später in Erfüllung gehen sollten.

ENDE

Großer Kreuzer »Lützow« (Schlachtkreuzer)



Als Ersatzbau für die alte Kreuzerfregatte KAISERIN AUGUSTA wurde 1912 der Schlachtkreuzer LÜTZOW in Bau gegeben. Bei etwa gleicher Größe, jedoch mit verstärkter Mittelartillerie, war er im wesentlichen dem Schlachtkreuzer DERFFLINGER ähnlich. Äußerlich unterschieden sich die beiden Schiffe durch den voll ummantelten vorderen Schornstein und den vorderen Pfahlmast auf LÜTZOW.

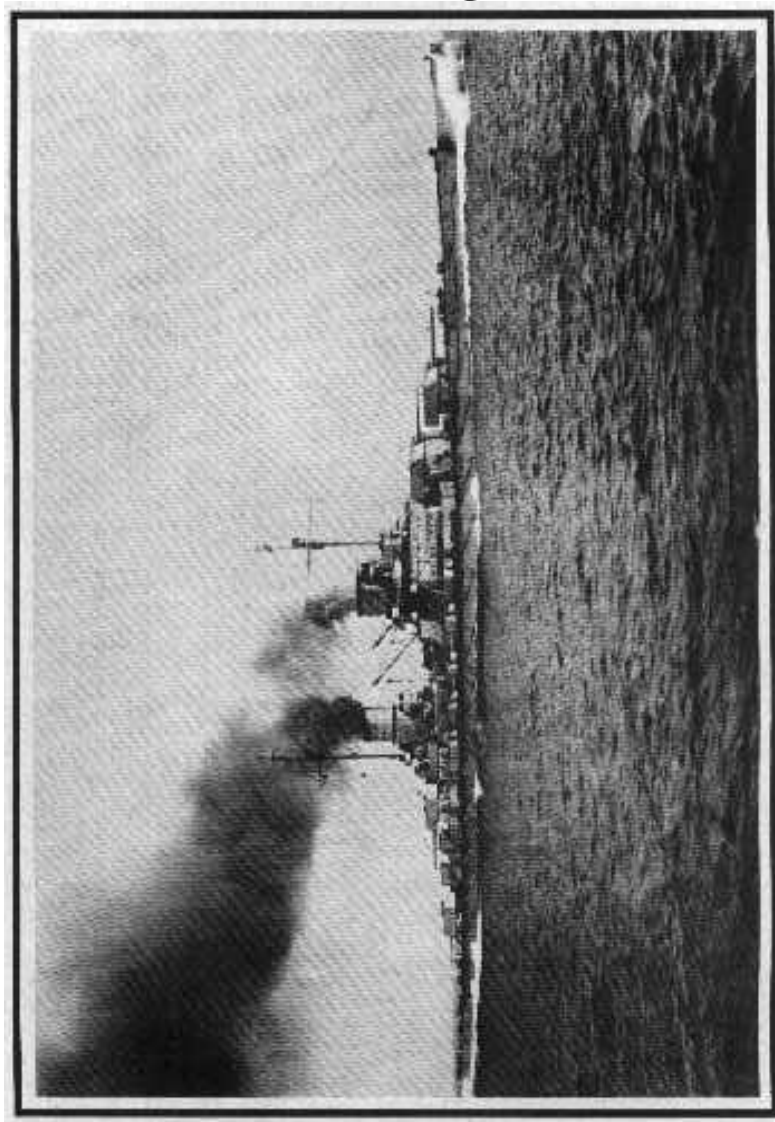
Der Große Kreuzer LÜTZOW wurde am 8.8.1915 in Dienst gestellt. Bei der folgenden Erprobung erlitt er jedoch eine so schwere Turbinenhavarie, daß das Schiff erst ab März 1916 einsatzbereit wurde. LÜTZOW kam wie alle Schlachtkreuzer zur I. Aufklärungsgruppe und wurde das Flaggschiff von Vizeadmiral Hipper. Der Große Kreuzer nahm an der Beschießung der englischen Ostküste am 24.4.1916 und am 31.5.1916 an der Skagerrak-Schlacht teil. Diese sollte sein letztes Gefecht sein. Als Spitzenschiff der I. Aufklärungsgruppe stieß LÜTZOW gegen die englische Flotte vor. Unter dem Geschoßhagel des Schlachtkreuzers versank der englische Panzerkreuzer DEFENCE, das Flaggschiff Admiral Arbuthnots, in vier Minuten. Der englische Schlachtkreuzer INVINCIBLE, die »Mutter der Schlachtkreuzer«, Admiral Hoods Flaggschiff, zerbrach im vereinten Feuer mit DERFFLINGER in zwei Teile. LÜTZOW selbst erhielt bei diesem Kampf 24 schwere Artillerie- und einen Torpedotreffer, die den Schlachtkreuzer zwangen, mit über 7.500 t Wasser im Vorschiff aus der Linie zu scheren und das Schlachtfeld zu

verlassen. Auf dem Rückmarsch war das Schiff jedoch nicht mehr zu halten, so daß sich der Kommandant, Kapitän z. See Harder, entschloß, den Schlachtkreuzer nach Bergung der Besatzung zu versenken. Zwei Torpedos des begleitenden Torpedobootes G 38 brachten LÜTZOW in den frühen Morgenstunden des 1.6.1916 in der Nordsee zum Sinken.

Technische Daten

Stapellauf:	29.11.1913
Bauwerft:	F. Schichau, Danzig
Wasserverdrängung Standard:	26.741 t
Wasserverdrängung maximal:	31.200 t
Länge:	210,4m
Breite:	29,0m
Tiefgang:	9,56m
Maschinenleistung:	80.988 PS
Geschwindigkeit:	26,4 kn
Besatzung:	1.196 Mann
Bewaffnung:	acht 30,5-cm-Kanonen in Doppeltürmen, vierzehn 15-cm-Kanonen in Kasematten, acht 8,8-cm-Flak (ab 1916 nur vier), vier 60-cm-Torpedorohre unter Wasser (eines am Heck, zwei an den Seiten, eines im Bug).

Deutsche Kriegsschiffe



Großer Kreuzer »Lützow«
(Schlachtkreuzer)